

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

ISSN 0479-611 X

B 29-30/80
19. Juli 1980

Horst Ueberhorst
Olympische Spiele,
Arbeiterolympiaden,
Spartakiaden

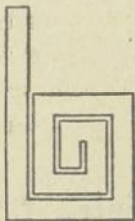
Karl-Heinz Ruffmann
Sport und Körperkultur
in der Sowjetunion

Horst Ueberhorst, Dr. phil., geb. 1925 in Bochum; Studium der Philologie mit den Fächern: Leibeserziehung, Geschichte, Germanistik; 1965 mit dem Aufbau und der Leitung des Instituts für Leibesübungen der Ruhr-Universität Bochum beauftragt, 1967 Ernennung zum Institutsdirektor; seit 1970 o. Prof. an der Ruhr-Universität Bochum; Mitglied der Internationalen Olympischen Akademie und der American Academy of Physical Education.

Veröffentlichungen u. a.: Von Athen bis München. Die modernen Olympischen Spiele, Berlin 1972²; Zurück zu Jahn? Gab es kein besseres Vorwärts?, Bochum 1969; Elite für die Diktatur. Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten 1933 bis 1945, Düsseldorf 1969; Frisch, Frei, Stark und Treu. Die Arbeitersportbewegung in Deutschland 1893—1933, Düsseldorf 1973; Edmund Neuendorff — Turnführer ins Dritte Reich, Berlin 1970; Carl Krümmel und die nationalsozialistische Leibeserziehung, Berlin 1976; Turner unterm Sternenbanner. Der Kampf der deutsch-amerikanischen Turner für Einheit, Freiheit und soziale Gerechtigkeit (1848—1918), München 1979; Geschichte der Leibesübungen, 5 Bände, Berlin 1972—1980.

Karl-Heinz Ruffmann, Dr. phil., geb. 1922, o. Professor für osteuropäische Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg; 1957—1962 wiss. Mitarbeiter und (seit 1959) Studienleiter des Ostkollegs der Bundeszentrale für politische Bildung in Köln; seit 1962 Mitglied von dessen wiss. Direktorium und seit 1972 auch Mitglied des wiss. Direktoriums des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien.

Veröffentlichungen u. a.: Das Rußlandbild im England Shakespeares, Göttingen 1952; (zus. mit H.-J. Lieber) Der Sowjetkommunismus. Dokumente. 2 Bde, Köln—Berlin 1963/64; Kommunismus in Geschichte und Gegenwart. Ausgewähltes Bücherverzeichnis, Bonn 1966²; Sowjetunion, München 1972; (zus. mit O. Anweiler) Kulturpolitik der Sowjetunion, Stuttgart 1973; Sowjetrußland 1917—1977. Struktur und Entfaltung einer Weltmacht, München 1977⁷.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels. Redaktionsmitglieder: Paul
Lang, Dr. Gerd Renken, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleisch-
str. 61—65, 5500 Trier, Tel. 0651/46171, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 12,60 vierteljährlich (einschließlich DM 0,72 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Olympische Spiele, Arbeiterolympiaden, Spartakiaden

Historische Prozesse entstehen nicht auf einer tabula rasa. Sie werden lange vorbereitet und bedürfen des Zusammenwirkens vielfältiger Kräfte. Oft genügt dann nur eine günstige Konstellation und ein energischer äußerer Anstoß, um sie in Bewegung zu setzen, um Gedanken zur Tat werden zu lassen. Dies gilt auch für die modernen Olympischen Spiele, als deren Begründer der Franzose Pierre de

Coubertin mit Recht geehrt wird. Doch schon lange, bevor Coubertin auf dem von ihm 1894 nach Paris einberufenen internationalen Athletikkongreß so geschickt die Weichen stellte, daß die Delegierten ohne längere Diskussion für die Einberufung eines internationalen Komitees votierten, das mit der Vorbereitung der Spiele betraut werden sollte, gab es viele Versuche, Olympische Spiele durchzuführen¹⁾.

Wegbereiter der Olympischen Spiele

Besondere Erwähnung verdienen die national-griechischen Olympischen Spiele, die nach dem Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken (1821 — 1829) von König Otto I. gestiftet und zwischen 1858 und 1889 viermal in Athen ausgetragen wurden. Bei dem Eröffnungszeremoniell wurde die Nationalhymne gespielt und ein olympischer Eid geschworen.

Älter noch als diese Spiele waren die „Olympic Games“, die zwischen 1610 und 1860 in Dover's Hill bei Oxford (England) stattfanden. Ihr Gründer, Captain Robert Dover, hatte hier Fechten, Hockey, Ringen, Springen, Hammer- und Speerwerfen in ein ländliches Festprogramm eingebunden, das von Tänzen und Flötenmusik umrahmt wurde.

Mehr als 40 Jahre lang veranstaltete dann Dr. W.P. Brookes im 19. Jahrhundert auf seinen „Olympic Fields“ bei Wenlock/Shropshire (England) Wettkämpfe im Laufen, Reiten, Hockey und Tennis, bei denen die Sieger mit dem Hissen einer Flagge und einem Lorbeerkranz geehrt und griechische Oden unter Musikbegleitung vorgetragen wurden. Bei Aufenthalt in England hat Coubertin den Spielen in Wenlock beigewohnt.

Größer noch war der Einfluß des Engländers J. Astley Cooper auf Coubertin. Cooper hatte 1891 vorgeschlagen, eine „Anglo-Saxon Olympiad“ zu schaffen, um dadurch periodisch die Völker des britischen Commonwealth und

Amerikas in sportlichen, künstlerischen und technischen Wettbewerben zusammenzuführen. Mit seiner „olympischen Idee“ wollte Cooper sowohl das britische Kulturbewußtsein als auch die politische Macht des britischen Empires stärken. Ferner plante er, diese Spiele der „angelsächsischen Rasse“ an eine der modernen Industrieausstellungen anzubinden, um den Spielen so größere Wirksamkeit zu verleihen. Gedacht war an die Weltausstellung in Chicago 1893. Da Coubertin sofort erkannte, daß Frankreich an solchen unter englischer Dominanz stehenden Spielen niemals teilnehmen würde, faßte er den kühnen Plan, *internationale* Olympische Spiele anlässlich der Weltausstellung 1900 in Paris zu organisieren. Auf französischem Boden konnte er die Regie übernehmen, den Teilnehmerkreis bestimmen und sein Hauptziel weiter verfolgen: die physische und psychische Regenerierung der französischen Jugend.

Neben den griechischen und angelsächsischen Wegbereitern des modernen Olympismus war es dann vor allem die Arbeit deutscher Archäologen bei der Ausgrabung Olympias, die Coubertin faszinierte und ihn zur Wiedererweckung der modernen Olympischen Spiele inspirierte. Diese Grabungen, die 1875 unter der Leitung von Ernst Curtius begannen und 1881 zu einem vorläufigen Ab-

¹⁾ Vgl. dazu Karl Lennartz, Kenntnisse und Vorstellungen von Olympia und den Olympischen Spielen in der Zeit von 393—1896, Schorndorf 1974.

schluß führten, hatten sich auf die Altis konzentriert. Dabei waren die Ruinen des Zeus- und Hera-Tempels, des Philippeions und Metroons, der Schatzhäuser und des Nymphaions freigelegt und außerhalb der Altis Palästra und Gymnasion (Übungsstätten für Lauf- und Wurf Wettbewerbe, Ringen und Boxen) sowie das Leonidaion und Buleuterion (Unterkunft für Staatsgäste und Sitz des obersten Olympischen Rates) ausgegraben worden.

Schon 1852 hatte Curtius in einem begeistert aufgenommenen Vortrag die Ausgrabung Olympias angeregt und seine Ausführungen mit den Sätzen geschlossen: „Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserem Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden, und wir sollen in unsere von reinerem Licht erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe

der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.“²⁾

Die Griechenlandbegeisterung, die aus diesen Sätzen spricht, hatte viele Gebildete in Europa ergriffen; die Leistungen deutscher Archäologen bei der Ausgrabung Olympias haben die westliche Kulturwelt stark beeindruckt. Coubertin bekennt dies in seiner „Campagne de Vingt-et-un-Ans“ (1908) und weist dabei auf den Zusammenhang mit der Einführung der modernen Olympischen Spiele hin: „Lange ehe ich daran dachte, aus diesen Ruinen ein Prinzip der Erneuerung zu schaffen, hatte ich mich daran gemacht, im Geist die Umriss wieder aufzubauen. Deutschland hatte das ausgegraben, was von dem alten Olympia noch vorhanden war, warum sollte Frankreich nicht die alte Herrlichkeit wiederherstellen? — Von hier zu dem weniger glänzenden, aber fruchtbaren und praktischen Plan, die Spiele zu erneuern, war es nicht weit, besonders da es schien, als ob der internationale Sport eine Rolle in der Welt spielen sollte.“³⁾

Die ersten Olympischen Spiele — die ersten politischen Konflikte

Coubertin ging geschickt vor. Anlässlich des ersten Athletik-Kongresses 1892 sondierte er die Lage. Über die für ihn verblüffende Reaktion schreibt er: „Natürlich hatte ich alles vorhergesehen, nur nicht das, was eintraf. Opposition? Proteste? Ironie? Oder gar Gleichgültigkeit?... Nichts von alledem. Man klatschte Beifall, man billigte meine Pläne, man wünschte mir großen Erfolg, aber kein Mensch hatte mich verstanden. Es war ein vollkommenes, absolutes Unverstehen, das damals anfang und lange andauern sollte.“⁴⁾

In den nächsten zwei Jahren bereitete Coubertin den entscheidenden Kongreß der Sorbonne von 1894 vor, an dem 79 Vertreter aus 13 Nationen teilnahmen, um Fragen des Amateurwesens und der Wiedererweckung der Olympischen Spiele zu diskutieren. Der griechische Gelehrte Demetrios Bikelas setzte

sich dabei — entgegen der ursprünglichen Coubertinschen Planung: erste Olympische Spiele 1900 in Paris — mit seinem Vorschlag durch, die Spiele bereits 1896 in seinem Heimatland austragen zu lassen. Ferner einigte man sich auf folgende Modalitäten: Vierjahresrhythmus der Spiele, Gleichrangigkeit aller Sportarten, Wechsel des Austragungsortes, Gründung eines Internationalen Olympischen Komitees (IOC).

In dem Vorwort zum offiziellen Bericht über die ersten Olympischen Spiele 1896 in Athen hat Coubertin auf den Zusammenhang zwischen dem Werden der Olympischen Idee, der sich anbahnenden weltweiten Organisation des Sports und der „Distanzverringering“ zwischen den Kontinenten dank moderner technischer Errungenschaften wie folgt hingewiesen: „Die Idee der Wiederbelebung derselben war kein Phantasiegebilde, sie war vielmehr das vernünftige Ergebnis einer großen Bewegung. Das 19. Jahrhundert hat überall die Neigung zu den Leibesübungen wiedererstanden sehen, und zwar bei seinem Anbruch in Deutschland und Schweden, um seine Mitte in England und an seiner Wende in den Vereinigten Staaten und in Frankreich. Zu gleicher

²⁾ Zit. nach Adolph Boetticher, Olympia. Das Fest und seine Stätte, Berlin 1883, S. 61.

³⁾ Pierre de Coubertin, Une Campagne de Vingt-et-un-Ans, Paris 1908, S. 89, zit. nach Pierre de Coubertin, Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze, hrsg. v. Carl-Diem-Institut an der Deutschen Sporthochschule Köln, Lausanne 1966.

⁴⁾ Pierre de Coubertin, Olympische Erinnerungen, Frankfurt/M. 1952, S. 17.

Zeit haben die großen Erfindungen, Eisenbahn und Telegraph, die Entfernungen aufgehoben, und die Menschheit hat ein neues Leben zu führen begonnen. Die Völker sind miteinander in Verkehr getreten, haben sich besser kennengelernt und Gefallen daran gefunden, untereinander Vergleiche zu ziehen. Was das eine Volk ausführte, wollte das andere auch seinerseits versuchen. Weltausstellungen haben die Erzeugnisse der entlegensten Länder des Erdballs auf einem und demselben Punkte zusammengeführt, literarische oder wissenschaftliche Kongresse die verschiedensten Geisteskräfte in Berührung gebracht. Wie hätten die Athleten also nicht versuchen sollen zusammenzutreffen, zu einer Zeit, wo der Wettkampf die eigentliche Grundlage des Athletismus und sozusagen seine Lebensbedingung ist? Das ist denn auch in der Tat geschehen. Die Schweiz hat die ausländischen Schützen zu ihren Bundesfesten eingeladen, die Radfahrer haben auf allen Rennbahnen Europas gefahren, England und die Vereinigten Staaten sich auf dem Rasen gemessen, die Fechter von Rom und Paris ihre Degen gekreuzt. Allmählich ist der Geist des Internationalen in den Sport eingedrungen, indem er das Interesse für denselben belebte und seinen Wirkungskreis erweiterte.⁵⁾

Diese aus der Retrospektive geschriebenen Sätze lassen allerdings nichts von den Schwierigkeiten erkennen, die es bei der Organisation und Durchführung der Spiele von Athen zu überwinden galt. Denn nach anfänglich großer Begeisterung in Griechenland erwies sich die Vorbereitung als äußerst schwierig. Die griechische Regierung glaubte, den finanziellen Belastungen nicht gewachsen zu sein und wollte die Spiele zurückgeben. Da dies nicht mehr möglich war, denn inzwischen hatten Presse und IOC die Spiele offiziell angekündigt, kam es zu einer Regierungskrise. Coubertin erkannte die Gefahr, die den Spielen drohte, und reiste nach Athen, wo er vor der Literarischen Gesellschaft „Parnassos“ eine stark beachtete Rede hielt und den griechischen Nationalstolz anstachelte. Dieses persönliche Engagement und die Übernahme des griechischen Organisationskomitees durch den Kronprinzen, der bald darauf ein klar strukturiertes Aktionsprogramm zur Vorbereitung der Spiele durchsetzte, leiteten die Wende ein.

Eine weitere Hilfe wurde dem Komitee durch Georgios Averoff zuteil, einem reichen griechischen Kaufmann, der sich der schriftlichen Bitte des Kronprinzen nicht verschloß und ca. eine Million Drachmen für die Rekonstruktion des alten panathenäischen Stadions in Athen stiftete. Im Olympiabericht von 1896 wird Averoff als der „Stifter“ der Athener Spiele bezeichnet. Vor dem Stadion errichteten die Griechen ihm zu Ehren eine lebensgroße Statue, die am Eröffnungstag der Spiele (24.3.1896) enthüllt wurde.

Schwierigkeiten gab es aber nicht nur in Griechenland, sondern auch auf internationaler Ebene. Sie machen deutlich, daß die Olympische Spiele von ihren Anfängen an mit politischen Problemen belastet waren. Schon auf die Einladung Coubertins zum ersten Olympischen Kongreß 1894 in der Sorbonne hatte die Union der Sociétés Française geantwortet, sie werde fernbleiben, wenn deutsche Vertreter erschienen. Obwohl eingeladen, nahm auch offiziell kein deutscher Vertreter am Kongreß teil. Eine Einladung zur Teilnahme an den ersten Olympischen Spielen erging von der griechischen Regierung und war an den Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele gerichtet. Als unmittelbar darauf ein Interview Coubertins von dem Pariser Boulevardblatt „Gil Blas“ veröffentlicht wurde, in dem dieser zu verstehen gab, er sei glücklich, daß Deutschland nicht zu den Spielen erschienen, denn sicher hätte die Anwesenheit von Vertretern deutscher Universitäten und anderer Organisationen und Institutionen die Beteiligung von französischer Seite stark eingeschränkt (er distanzierte sich später von diesem Interview), kam es zu einer scharfen Reaktion der Deutschen Turnerschaft, dem stärksten Leibesübungen treibenden Verband in Deutschland. Der Vorsitzende, Dr. Ferdinand Goetz, lehnte die Einladung der griechischen Regierung in Anspielung auf Coubertin mit den Worten ab: „Die Hauptleitung des Festes hat von vornherein uns Deutschen gegenüber in Wort und Tat eine Stellung eingenommen, die es mit der deutschen Ehre unverträglich macht, an den Wettkämpfen in Athen teilzunehmen.“⁶⁾ Eine deutsche Zeitung hatte sogar gefordert, alle Personen, die diese Spiele förderten oder besuchten, sollten mit Schande aus dem Kreis der deutschen Sportler und aus

⁵⁾ Die Olympischen Spiele 1896. Offizieller Bericht. Dokumente, Carl-Diem-Institut, Köln 1971, S. 1.

⁶⁾ Zit. nach Willibald Gebhardt, Soll Deutschland sich an den Olympischen Spielen beteiligen? Berlin 1896, S. 17 f.

ihrem Volke ausgeschlossen werden — ein erster Boykottaufruf zu den ersten Olympische Spielen.

Es war Dr. Willibald Gebhardt, der ein „Komitee zur Beteiligung Deutschlands an den Olympischen Spielen von Athen 1896“ gründete, dessen Vorsitz der Sohn des deutschen Reichskanzlers übernahm. Mit Gebhardt, dem ersten deutschen IOC-Mitglied, zogen dann auch einige Turner als „Schwarze Riege“ nach Athen, die später — obwohl mit sechs Goldmedaillen sehr erfolgreich — mit folgender Erklärung aus der Deutschen Turnerschaft ausgeschlossen wurden: „Obgleich die Teilnahme an den Internationalen Olympischen Spielen in Athen von allen großen Verbänden, die sich dem Turnen, Sport und Spiel widmen, abgelehnt worden ist, haben es deutsche Turner und Sportler für gut befunden, nach Athen zu ziehen, um in die internationalen Wettkämpfe einzutreten. Die Unterzeichneten erklären hiermit, daß diese Männer kein Recht haben, sich als Träger des deutschen Volkswillens und als Vertreter des deutschen Turnens, Spiels und Sports zu betrachten.“⁷⁾ Einer der erfolgreichsten deutschen Turner war Alfred Flatow aus Berlin, dreifacher Olympiasieger, der mit seinem Bruder Felix nach Rückkehr von den Spielen in Athen dem jüdischen Turnverein Bar Kochba beirat⁸⁾.

Auch die II. Olympischen Spiele 1900 in Paris brachten manche Enttäuschung, da sie ganz im Schatten der Pariser Weltausstellung standen und von vielen als Teil eines sensationellen Jahrmakettbetriebs angesehen wurden. Zudem kam es zu Spannungen zwischen Coubertin und Gebhardt, als dieser sich wegen sehr diskriminierender französischer Äußerungen über die deutsche Mannschaft bei Coubertin beschwerte. Ein Mitglied des IOC, so Coubertin in einem Brief an Gebhardt, habe kein Recht, an der gastgebenden Nation solch bittere Kritik zu üben.

Ähnliche organisatorische Probleme wie in Paris stellten sich bei den III. Olympischen Spielen in St. Louis, wo die Spiele ebenfalls in

die Weltausstellung miteinbezogen wurden, aber mit ihren „anthropological days“ — Tage, an denen die Wettbewerbe den Negern, Indianern, Philippinos, Ainos und Türken vorbehalten waren — eine beschämende Rassendiskriminierung praktizierten. Sie ließ die olympische Idee zur Farce werden. Wenngleich die Zwischen-Olympiade von Athen 1906 und die IV. Olympischen Spiele von London 1908 im ganzen erfolgreich waren, so verliefen auch sie keineswegs spannungsfrei.

Coubertin hatte es vermieden, 1906 nach Athen zu kommen, um die Spiele dort nicht aufzuwerten. Da der Verlauf dieser Spiele aber die anwesenden IOC-Mitglieder so sehr begeisterte, daß sie den griechischen Kronprinzen zum IOC-Ehrenpräsidenten wählen wollten und zudem die amerikanischen Funktionäre den griechischen Wunsch nach ständiger Austragung der Olympischen Spiele in Athen unterstützten, sah Coubertin das Prinzip der „Wanderspiele“ — eine Rotation alle vier Jahre — gefährdet; er mußte dem Kronprinzen erklären, daß das IOC keine Ehrenmitgliedschaft vererbe.

Anders stellten sich die Probleme in London, wo nationale Animositäten zwischen Briten und Amerikanern offen ausbrachen und sich britische Kampfrichter den Amerikanern gegenüber nicht neutral verhielten. „Besonders erbost waren die amerikanischen Zuschauer, daß die englischen Zuschauer ihnen während des Abspielens ihrer Nationalhymne wiederholt zuriefen, sie sollten sich setzen, da sie die Sicht versperrten.“⁹⁾

Erst die V. Olympischen Spiele von Stockholm 1912 brachten die große Wende. An Intensität der Vorbereitungen, sachkundiger Organisation, Bau von Wettkampfstätten, Einsatz moderner technischer Apparate, Umfang des Programms und Teilnehmerzahl übertrafen sie alle bisherigen Spiele bei weitem und wurden trotz der sich verschärfenden politischen Spannungen in Europa zu einer eindrucksvollen Demonstration für die völkerverbindende olympische Idee.

⁷⁾ Deutsche Turnzeitung (DTZ) 1895, S. 962.

⁸⁾ Alfred Flatow wurde während des Krieges im KZ umgebracht. Vgl. Hajo Bernett, Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933—1938, Schorndorf 1978.

⁹⁾ Zit. nach Arnd Krüger, Neo-Olympismus zwischen Nationalismus und Internationalismus, S. 540—41, in: Horst Ueberhorst (Hrsg.), Geschichte der Leibesübungen, Bd. 3/1 — Leibesübungen und Sport in Deutschland von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, Berlin 1980.

Diese Idee war, wie bereits angedeutet, von Anfang an starken Belastungen ausgesetzt, die aus ihrer Verflechtung mit politischen und sozioökonomischen Gegebenheiten resultierten. Nach Coubertin sollte der moderne Olympismus zwei Grundlinien aufweisen — eine demokratische und eine internationale: „Gesunde Demokratie und richtig verstandener, friedlicher Internationalismus werden in das erneuerte Stadion eindringen und hier den Kult der Ehre und der Uneigennützigkeit aufrechterhalten, der es dem Athletismus ermöglichen wird, neben der Entwicklung des Leibes das Werk moralischer Vervollkommnung und sozialer Befreiung weiterzuführen.“

Daraus, so glaubte er, entstehe ein Friedens- und Brüderlichkeitsbedürfnis, eine neue Art Religion, „um deren Altäre sich Tag für Tag eine wachsende Menge von Gläubigen scharren wird“¹⁰⁾. Nun stand diesem pseudoreligiösen, kosmopolitischen Gedanken ein betont nationaler entgegen, der schon sehr früh unter dem Eindruck der französischen Niederlage von 1871 zur bewegenden Kraft für eine Erneuerung der französischen Leibeserziehung geworden war. Galt es zunächst, geistige und moralische Energien mittels körperlicher Erüchtigung freizumachen, um der Jugend Frankreichs ein neues nationales Selbstbewußtsein zu geben, so verbanden sich diese Vorstellungen später mit einer elitären Haltung der französischen Großbourgeoisie, die Frankreich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf den Weg des Imperialismus führte. Das große Vorbild dazu hatten Coubertin die englischen Public Schools geliefert, hier vor allem Rugby, wo Thomas Arnold als Headmaster gewirkt hatte. Wohlstand und Expansion des englischen Empires waren für Coubertin nur Folgen dieses bewundernswerten Erziehungsprozesses. Daher galt es, aufbauend auf dem englischen Amateurgedanken, die Prinzipien elitärer Erziehung auf die französischen Schulen und dann auf die französische Sportbewegung zu übertragen.

Die Übernahme der englischen Amateurregeln barg, wie sich bald zeigen sollte, einen weiteren Konfliktstoff, denn sie ließen sich mit dem demokratischen Gedanken einer Chan-

cengleichheit nicht vereinbaren. Bei strenger Auslegung waren sie nur von einer sozialen Elite zu befolgen. So ist es nicht überraschend, daß die Diskussion um den Amateurstatus seit den Anfängen die olympische Bewegung durchzieht. Hatte schon der vorbereitende Kongreß 1894 in der Sorbonne sich fast ausschließlich mit der Amateurfrage beschäftigt, so verging in den folgenden Jahrzehnten kaum ein IOC-Kongreß, ohne daß nicht eine „Anpassung“ der Amateurbestimmungen an die sich ändernden sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen der Sporttreibenden vorgenommen werden mußte. Dies führte schließlich dazu, daß man vor Mißbräuchen die Augen schloß und die Entscheidung über den Amateurstatus der Sportler den jeweiligen NOKs und den nationalen Verbänden überließ.

Probleme dieser Art waren mit der Coubertinischen Konzeption vorgegeben. Mit dem Motto „Citius, altius, fortius“ — schneller, höher, stärker —, das er den Olympischen Spielen gab, bekannte er sich zu einem bedingungslosen Streben nach Höchstleistungen, zu einem Wettkampf- und Rekordgedanken, wonach letztlich nur der Sieg zählt. Daneben erklärte er aber, die Teilnahme an den Spielen sei wichtiger als der Sieg, das Wesentliche sei nicht, „gesiegt“, sondern sich wacker geschlagen zu haben. Daraus wurde schließlich eine olympische Pädagogik, nach der die Wettkämpfer den Sport aus sittlichem Impuls, um der auf eine ideale Wertwelt hin ausgerichteten Selbstverwirklichung des Menschen willen betreiben sollten. Wer mit sportlichen Erfolgen öffentliche Anerkennung, Publikumserfolg und materiellen Gewinn suche, habe die „religio athletae“, die ethisch-religiöse Grundlage des olympischen Wettkampfes, verletzt: „Markt oder Tempel! Die Sportsleute haben zu wählen. Sie können nicht beides wollen, sie müssen sich für eins entscheiden. Sportsleute wählt!“¹¹⁾

Es muß hier vermerkt werden, daß sich Coubertin bei dieser aus dem englischen Sport übernommenen Amateurkonzeption nicht auf antike Vorbilder berufen konnte. Insbesondere die Untersuchungen von Pleket haben gezeigt, daß es eine Unterscheidung zwischen

¹⁰⁾ Pierre de Coubertin, *Olympische Erinnerungen*, Frankfurt/M. 1952, S. 218 ff.

¹¹⁾ A. a. O., S. 14.

Amateur- und Berufssportler im modernen Sinn in der griechischen Antike nicht gegeben hat. Die vier „Heiligen Spiele“ (Kranz-Agone) in Olympia, Delphi, Korinth und Nemea wie auch die zahlreichen, von den städtischen Eliten — insbesondere in Kleinasien — ausgeschriebenen Wettkämpfe waren für *alle* — Berufssportler und Amateure — offen. Obwohl mit der Ausweitung und Demokratisierung des Leistungs- und Wettkampfsports die unteren Sozialschichten die Mehrzahl der Sieger stellten, nahmen bis in die römische Kaiserzeit in Fortsetzung aristokratischer Tradition Athleten aus den Adelskreisen an den großen Agonen teil, und zwar sowohl an den schwerathletischen Agonen als auch an den Laufwettbewerben. Der einzige (aber auch wesentliche) Unterschied bei den Wettkämpfen lag darin, daß es bei den „Heiligen Spielen“ nur ehrenvolle Auszeichnungen (Kränze) gab, während bei den profanen Spielen meist hohe Geld- und Sachpreise ausgesetzt wurden. Dies besagt aber nicht, daß nicht auch Sieger bei den „Heiligen Spielen“, insbesondere bei den hochangesehenen Olympischen Spielen, von ihren Heimatstädten bei der Rückkehr reiche Zuwendungen erhielten.

Kehren wir nach diesem Exkurs zu den Problemen des modernen Olympismus zurück. In ein immer größeres Dilemma geriet das IOC, als politische Kräfte mehr und mehr den Gang der olympischen Bewegung und den Verlauf der Olympischen Spiele beeinflussten. Zwar waren die Spiele von Ereignissen der Politik nie ganz unberührt geblieben — vor Stockholm 1912 z.B. hatte es einen heftigen Streit gegeben, da Ungarn, Böhmen und Finnland als eigene nationale Vertretungen anerkannt werden wollten und nur ein „Flaggenkompromiß“ (ein Wimpel in den jeweiligen Landesfarben sollte im Falle eines Sieges über der österreichischen bzw. russischen Flagge gehißt werden) zu einer für alle akzeptablen Lösung führte —, doch erst seit 1952 besteht die große Gefahr, daß die Spiele zum Kraftfeld politischer Machtinteressen werden.

Mit dem Eintritt der Sowjetunion in die olympische Bewegung gab es eine entscheidende Veränderung, die in ihrer politischen Langzeitwirkung an Bedeutung die Ereignisse von 1920 und 1924 — als Deutschland auf Druck der Siegermächte des Ersten Weltkrieges nicht zu den Olympischen Spielen von Antwerpen und Paris eingeladen wurde — ebenso

übertraf wie die Olympischen Spiele von 1936, die Hitler unter Täuschung der Weltöffentlichkeit zu einem Instrument der NS-Propaganda machte. Die Sowjetunion hat seit 1952 in Helsinki regelmäßig an Olympischen Spielen teilgenommen und ist auch auf sportlichem Feld eine Großmacht geworden. Von der Zeit an hat sie nie einen Zweifel daran gelassen, daß für sie der Sport ein Politikum ist. Dabei wurden erst im Laufe der Jahre die Konsequenzen deutlich, die sich aus der Teilnahme ihrer „Staatsamateure“ an Olympischen Spielen ergaben. Die olympische Szene wandelte sich grundlegend, denn die massiv vom Staat unterstützten Athleten hatten nur eine Aufgabe: auf sportlichem Feld für die Sache des Sozialismus zu kämpfen und zu siegen. Wurde so der ideologische Wettkampf immanent in die Spiele getragen, so wurden die Spiele auch von außenpolitischen Ereignissen bedroht.

Über den Olympischen Spielen von Melbourne 1956 lagen die Schatten des Ungarnaufstandes und der Suezkrise. Einige Länder hatten sich aus Protest gegen die sowjetische Intervention in Ungarn bzw. die englisch-französisch-israelische Intervention in Ägypten geweigert, ein Olympiaaufgebot nach Melbourne zu schicken. Das IOC widerstand dem — allerdings nicht sehr starken — Boykottversuch, und die Erklärung Brundages konnte damals noch manche überzeugen: „Jeder zivilisierte Mensch empfindet Abscheu angesichts der blutigen Niederwerfung des Ungarnaufstandes, aber das ist noch kein Grund, das Ideal internationaler Zusammenarbeit und guten Willens, das über der olympischen Bewegung steht, preiszugeben. Die Olympischen Spiele sind Wettkämpfe einzelner, nicht der Nationen. Würden wir die sportlichen Beziehungen jedesmal abbrechen, wenn die Politiker das Gesetz der Humanität verletzen, dann gäbe es bald keine internationalen Wettkämpfe mehr.“¹²⁾

Doch der politische Druck auf das IOC wurde stärker. Nicht nur in der „deutschen Frage“, der Aufstellung einer gesamtdeutschen Mannschaft, gab das IOC langsam dem Druck nach und beschloß 1965 in Madrid, daß die Bundesrepublik und die DDR mit zwei getrennten Mannschaften an den Spielen von

¹²⁾ Zit. nach Otto Mayer, *A travers les Anneaux Olympiques*, Genève 1960, S. 275.

Mexiko 1968 teilnehmen sollten; eindeutiger noch war das Nachgeben in der Frage der Wiedenzulassung Südafrikas. Als sich vierzig Staaten weigerten, unter diesen Bedingungen an den Spielen teilzunehmen, wurde die Wiedenzulassung Südafrikas vom IOC rückgängig gemacht. Darüber hinaus wurde die olympische Arena erstmals dazu benutzt, um auf schwelende soziale und politische Konflikte in einigen Ländern aufmerksam zu machen. Studentenunruhen, die ihre Ursachen in großen sozialen Mißständen hatten und am Vorabend der Spiele von Mexiko-City ausbrachen, wurden blutig niedergeschlagen. Die Spiele konnten nur unter Militärschutz durchgeführt werden — eine Verhöhnung der olympischen Friedensidee. Auch die Olympischen Spiele in München 1972 begannen mit einem Eklat, als die afrikanischen Staaten unter Boykottandrohung die Abreise der rhodesischen Mannschaft durchsetzten. Hatten Sportler, die der „Black-power-Bewegung“ angehörten, in Mexiko das Siegespodest dazu mißbraucht, um mit geballter Faust für ihre politischen Ziele — Beseitigung der Rassendiskriminierung in den USA — zu demonstrieren, so steigerte sich die ebenfalls politisch motivierte Aktion des „Schwarzen September“ in München 1972 zu blutigem Terror. Der Mord an israelischen Sportlern stellte das IOC vor die Frage, ob eine Fortsetzung der Spiele überhaupt noch moralisch zu rechtfertigen sei.

In Montreal 1976 gab es einen doppelten politischen Eklat. Kanadas Premierminister Trudeau zwang aus politischen Gründen (Rücksicht auf China) das IOC, die Mannschaft Taiwans nicht unter der Bezeichnung „Republic of China“ ins Stadion einmarschieren zu lassen. Zur Abreise von 29 Mannschaften Afrikas kam es dann, als diese vergeblich den Ausschluß Neuseelands von den Spielen forderten. Der Grund: einige Profispieler der neuseeländischen Rugbyliga waren zu einem Freundschaftsspiel gegen die Mannschaft Südafrikas angetreten. Nach Ansicht des Obersten Afrikanischen Sportrats hatte Neuseeland mit dieser Südafrikareise die Politik der Rassendiskriminierung unterstützt. Die Olympischen Spiele wurden so wieder einmal zum Austragungsort akuter politischer Spannungen. Indes scheint die Hauptgefahr für den Fortbestand der modernen Olympischen Spiele nicht so sehr von solch affektgeladenen Radikalismen auszugehen als vielmehr von einer allgemein wachsenden Politisierung, insbesondere von einer Konfrontation der großen ideologisch divergierenden Machtsysteme. Immer offenkundiger wurde der olympische Medailenspiegel im Wettstreit der Systeme als Gradmesser für den Erfolg und damit der Überlegenheit der jeweiligen Gesellschaftsordnung gewertet und die ideologische Auseinandersetzung in die olympische Arena verlagert.

Arbeiterolympiaden als Idee und Wirklichkeit

Die Gefahr eines wachsenden Nationalismus in Verbindung mit ungehemmten Rekordstreben hatten schon vor Jahrzehnten die Arbeitersportler erkannt, die deshalb nach dem Ersten Weltkrieg eigene Arbeiterolympiaden organisierten. Stärkste Stütze der Sozialistischen Arbeitersportinternationale, Ausrichter auch der Arbeiterolympiaden, waren die deutschen Arbeitersportverbände, insbesondere der Arbeiter-Turn- und Sportbund.

Der Arbeiterturnerbund (ATB) war Pfingsten 1893 in Gera gegründet worden und umfaßte jene Turner, die in der zunehmend nationalistischen Parolen huldigenden Deutschen Turnerschaft keine Heimat mehr finden konnten. In Anknüpfung an Wertvorstellungen des Demokratischen Turnerbundes aus der 48er Re-

volution wollten sie nach Aufhebung des Sozialistengesetzes (1890) für größere soziale Gerechtigkeit im Wilhelminischen Klassenstaat kämpfen.

Standen die beiden Jahrzehnte nach Gründung des ATB — d. h. die Zeit von 1893 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges — im Zeichen harter Auseinandersetzungen mit dem monarchisch regierten Obrigkeitsstaat, mußte sich der ATB gegen Unterdrückungen aller Art wie Schikanen, Denunziationen, polizeistaatliche Eingriffe und Verbote immer wieder zur Wehr setzen, so wurde die Arbeitersportbewegung nach 1918 voll anerkannt. In der Weimarer Republik wurden die Arbeitersportler mit ihrer 1,3 Millionen Mitglieder umfassenden Massenorganisation zu einem wichtigen Faktor im sportpolitischen Leben.

Will man die Arbeitersportbewegung jener Jahre mit wenigen Worten charakterisieren, so muß man vor allem das stark ausgeprägte Solidaritätsbewußtsein erwähnen und den sich wandelnden, aber immer wieder neu belebten Gedanken der Arbeiterbildung: Beide beruhten von Anfang an auf einem festen ethischen Fundament, nämlich der Idee von der Freiheit und Würde des Menschen, die das Streben nach sozialer Gerechtigkeit einschließt. Dank der von ihr entbundenen physischen und moralischen Energien wurde die Arbeitersportbewegung zu einer bedeutenden Kraft im sozialistischen Befreiungskampf. Sie trug unverkennbar eigenständige Züge, indem sie die Verbindung mit der bürgerlichen Sportbewegung ablehnte, die wehrsportlichen Leibesübungen verurteilte und statt dessen den volksgesundheitlichen Wert des Turnens, des Sports und Spiels betonte, Wettkampf- und Ehrenpreise verwarf und eigene Arbeiterolympiaden abhielt.

Der Freiheitsraum der Republik, in der die Arbeiterschaft als ein wichtiger Faktor des öffentlichen Lebens eingetreten war, gab auch den Arbeitersportlern größere Möglichkeiten der Entfaltung im Rahmen der sozialistischen Kulturbewegung. Als eine sehr eigenständige Form dieser Kulturbewegung stellen sich uns die Arbeiterolympiaden dar. Sie waren neben den Bundesfesten die großen gesellschaftlichen Höhepunkte und Manifestationen der Arbeitersportbewegung, auf denen nicht nur Geschlossenheit und internationale Verbrüderung demonstriert, sondern auch in Festspielen, Chorliedern, Umzügen und Massenfrieübungen Formen und Inhalte einer neuen Körperkultur dargelegt wurden.

Paul Franken wertet den Aufschwung des Arbeitersports nach 1918 als Ausdruck gesteigerten Freiheitsverlangens und als Reaktion auf die Not und Entbehrung der Kriegsjahre: „Auf vielen Gebieten der proletarischen Kulturbewegungen machte sich ein neuer und kühner Gestaltungsdrang bemerkbar, als Rückwirkung auf den harten und eisernen Zwang der furchtbaren Kriegsjahre. Vier Jahre hatte man den menschlichen Körper mißachtet. Verzweiflung, Trauer und Hunger hatten selbst die leiseste Sehnsucht nach erhebender Freude, nach einer Ausfüllung der freien Stunden, die diesem tiefsten Sehnen entsprach, unterdrückt. So ist es zu verstehen, daß nach dem Ende des Kriegsschreckens die Freuden des

Lebens entdeckt und erlebt sein wollten. Sport, Wandern usw. zogen große Massen, besonders die arbeitende Jugend, in ihren Bann. Körperpflege und Leibesübungen gaben dem Leben von Hunderttausenden Proletariern einen neuen Inhalt und kamen zu ihrer großen Bedeutung in der gesellschaftlichen Entwicklung der Nachkriegszeit. Der Sport wurde zu einer Großmacht. In der gesamten Kulturbewegung setzte ein machtvoller Aufstieg ein. Die Einführung des Acht-Stunden-Tages war ein kulturfördernder Moment von höchster Bedeutung. Sie gab dem Arbeiter mehr Freizeit und damit die Möglichkeit, seine kulturellen Ansprüche höher zu schrauben und sich mit Fragen zu beschäftigen, die eine gärende Zeit aufwarf... Gerade in der Nachkriegszeit haben die wertvollsten Teile der Arbeiterbewegung erkannt, daß nicht allein der Kampf um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit das entscheidende ist, sondern darüber hinaus der Kampf um die Bedingungen der Menschwerdung überhaupt.“¹³⁾

Diesen Kampf versuchten die Arbeitersportler so zu führen, daß sie einerseits überlieferte Kulturgüter weiter pflegten, andererseits aber bei den Massen Begeisterung für die sozialistischen Ideale erzeugten. Es mußte das Bewußtsein dafür geweckt werden, daß die Umgestaltung der Gesellschaft eine Macht- und Bildungsfrage war, die von der Entwicklung der moralischen und geistigen Fähigkeiten der Arbeiter weitgehend abhing. So wurde auf der I. Arbeiterolympiade in Frankfurt am Main 1925 das Weihespiel „Kampf um die Erde“ aufgeführt. Über Form und Inhalt des Weihespiels äußerte sich ein Beteiligter: „Nicht Festspiel, sondern Weihespiel! Denn es bricht mit der leidigen, bürgerlichen Festspielmacherei, die mit pathetischen Reimen und byzantinischen Phrasen arbeitet. Damit hat unser Olympiade-Spiel nichts gemein. Es ist der erste gehämmerte, kurzgefaßte Wurf eines modernen Spiels, das im Riesenfreiraum zu den Massen spricht. Hier sind Sprech-, Spiel-Chöre, die den Kampf der Massen durch vielstimmige, vielköpfige Einheiten zum Ausdruck bringen. Die Chöre geben in kurzgestampfter Sprache, in zuckenden Gebärden unser Ringen nach gerechter Verteilung der Erdengüter im dramatischen Werke. Sport ist aufgefaßt als

¹³⁾ Paul Franken, Vom Werden einer neuen Kultur. Aufgaben der Arbeiter-Kultur- und Sportorganisationen, Berlin 1930, S. 26 f. (Hervorhebung im Orig.)

Kraftquelle für den Kampf aller Völker um eine neue, gerechte Erde, die nicht der brutalen Macht, sondern allen Schaffenden gehört, all denen, die sich werden einigen müssen, um ihren Anteil Lebensfreude als materiellen und geistigen Arbeitslohn zu gewinnen. Die Handlung des Spiels geht über den Bankrott der Kriegszeit hinaus zur verzweifelten Ratlosigkeit der Nachkriegsperiode, bis zur Schwelle einer Zeit, in der kraftvolle Jugend aller Völker sich zum Gelöbnis eint, Ernst damit zu machen, der alten Erde ein neues Antlitz und ein neues Herz zu schaffen. Internationale Arbeiter-Olympiade hat tieferen Sinn, als die nur sportlichen Wettkämpfe. Ihr dramatischer Ausdruck und Auftakt ist deshalb kein Phrasen-Festspiel alten Stiles, sondern kraftvolles, wuchtiges Menschheits-Weihepiel!"¹⁴⁾

Die Jugend wird verpflichtet, ihre ganze Kraft für die Erneuerung der Menschheit und die Umgestaltung der Erde in einen „Paradiesgarten“ einzusetzen¹⁵⁾. Auch das anlässlich der II. Arbeiter-Olympiade in Wien aufgeführte Festspiel war ein symbol- und allegorienreiches Ideenspiel, das die Befreiung des Proletariats zeigte: der Weg über Maschinenknechtschaft und Krieg in eine von Ausbeutung freie Welt.

Doch nicht nur die Weiheispiele, die dem Sehnen und Wollen der arbeitenden Massen bededten Ausdruck verliehen, auch der sportliche Teil der Arbeiter-Olympiaden trug einen Bildungscharakter. In Frankfurt wurde 1925 ein „Systemwettstreit“ ausgetragen, bei dem jedes Land sein spezifisches Übungssystem mit einer Mannschaft vorführte und das Kampfgericht die Frage zu prüfen hatte, ob das vorgeführte System körperbildend und für die Arbeitersportler volkstümlich verwendbar sei.

1931 in Wien wurde mit verschiedenen Veranstaltungen — Leichtathletik- und Turnwettkämpfe, Spiele und Massenfreiübungen — die Idee des „Sports für alle“ demonstriert. Wildung und Wagner, zwei führende Arbeitersportler, wandten sich bei ihrem Bemühen um eine ideologische Begründung der Arbeiter-Olympiaden wiederholt gegen Rekord, Schaugeschäft und Geltungssucht im bürgerlichen Sport: Zentrale Aufgabe der Arbeiter-Olym-

piaden sei es, Massensport und Leistungsstreben miteinander zu verbinden. „Die sportliche Erziehungsaufgabe des Arbeitersports lautet: Überwindung des kapitalistischen Rekords... der sportlichen Höchstleistung des einzelnen Sportlers und Erziehung zum sportlichen Mannschaftskampf auf allen Gebieten.“¹⁶⁾

Sportliches Leistungsstreben dürfe nicht zu einem von gesellschaftlichen Bindungen gelösten individualistischen Rekordstreben werden, sondern müsse Teil eines körperlichen und geistigen Wettstreits sein, der dem Arbeiter größere Aufstiegschancen eröffne. „Wir brauchen Menschen, die fähig sind, am geistigen Wettstreit teilzunehmen, die unerschütterlich sind im Kampf des Lebens und die körperliche und geistige Gleichwertigkeit im Volks- und Staatsleben zu erkämpfen und zu behaupten wissen. Aus diesem Grund ist die Form der Körperbildung eine Weltanschauungsfrage.“¹⁷⁾

Unter Berufung auf die Werte der Arbeiter-Olympiaden werden die Olympische Spiele, die trotz des olympischen Eides „Krieg im Frieden“ seien, entschieden abgelehnt. Hier nochmals die Gegenposition der Arbeitersportler, obwohl die Wertung — nicht zuletzt bedingt durch die politische Konfrontation am Ende der Weimarer Republik — nicht frei ist von Polemik. So heißt es in der Arbeiterturnzeitung von 1930: „Der Zweck der bürgerlichen Sportinternationale ist, die Olympischen Spiele vorzubereiten und durchzuführen, damit der Sport der Länder sich gegenseitig den Rang ablaufen kann. Jedes Land will die Sieger stellen im Ringen der Sportnationen gegeneinander. Bei diesen Sport-Kriegsspielen will jedes Land der Welt den Beweis seiner sportlichen Kraft geben. Bürgerliche Olympiaden haben für die Arbeiterklasse kritische Bedeutung; dort geht es nicht um die großen Gedanken, die die Arbeiterklasse bei internationalen Treffen beseelen. Nicht Bruderliebe, nicht Völkerversöhnung und Völkerverbindung, nicht Völkerfriede sind die Grundlagen der bürgerlichen Olympiaden, sondern... der Sieg der Nationen. Den Siegerrang des Landes höher zu gestalten ist oberstes Gesetz. Um diesem Sportstreben der Nationen zu dienen, sind den bürgerlichen Sportlern aller Länder

¹⁴⁾ Internat. Arbeiter-Olympiade, Frankfurt a. M., Festschrift 1925, S. 57f.

¹⁵⁾ Vgl. Weihepiel „Kampf um die Erde“ von Alfred Auerbach, in: Internat. Arbeiter Olympia, Frankfurt a. M. 1929, S. 11f.

¹⁶⁾ Helmut Wagner, Sport und Arbeitersport, Berlin 1931, S. 173.

¹⁷⁾ Arbeiter-Turnzeitung (ATZ) Nr. 18, 1930, S. 206.

auch alle Mittel recht. Es gibt genug Beispiele unsportlichen, brutalen Verhaltens bürgerlicher Olympiakämpfer, des Kampfes Mann gegen Mann, der Nationalmannschaft gegen die Mannschaft einer anderen Nation.“¹⁸⁾

Die Kritik der Arbeitersportler an den modernen Olympischen Spielen hat im wesentlichen zwei Stoßrichtungen. Zum einen verurteilen sie Rekordsucht und ungehemmtes Leistungsstreben, die Verbindung von Sport, Geld und Macht, die ständige Verletzung der Amateurregeln, Skandale, Schiebung, Ausbeutung physischer Kräfte um materieller Interessen willen, zum andern Nationalismus und Chauvinismus, übersteigertes nationales Prestigedenken, das die Idee der Völkerversöhnung ad absurdum führe und die sportlichen Wettkämpfe zum „Kriegsersatz“ werden lasse.

Coubertins Bemühungen um den Arbeitersport

Trotz solcher sich häufig wiederholender scharfer Absagen an den bürgerlichen Sport und die Olympischen Spiele war Coubertin um einen Ausgleich mit den Arbeitersportlern bemüht. Wir erwähnten bereits die pädagogische Konzeption Coubertins, im Rahmen einer weltweiten olympischen Bewegung Leibeserziehung zur Charaktererziehung werden zu lassen. Ziele und Werte des Olympismus sollten auf olympischen Kongressen unter Einbeziehung neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse immer wieder diskutiert werden. Dies geschah 1897 auf dem Kongreß in Le Havre, 1905 auf dem olympischen Kongreß in Brüssel, 1913 in Lausanne. Insbesondere von dem letzten Kongreß hatte er eine Antwort auf die Frage erwartet, inwieweit der Sport wirklich der Charakterbildung diene. Von der Beantwortung dieser grundsätzlichen Frage hinge es ab, so Coubertin, welchen Platz der Sport in der Erziehung einzunehmen das Recht habe.

Auf dem Kongreß in Prag 1925 trat Coubertin als IOC-Präsident zurück — nochmals hatte er die IOC-Mitglieder beschworen, die olympische Idee von materiellem Gewinnstreben reinzuhalten —, um sich von nun an ganz den Aufgaben der von ihm im gleichen Jahr gegründeten UPU (Union Pédagogie Universelle) zuwenden zu können. Hier gab es manche Gemeinsamkeit mit den Zielen der Arbeiter-

sportler, deren Arbeiter-Olympiade in Frankfurt 1925 auch ihn stark beeindruckt hatte. Coubertins neue pädagogische Konzeption, die er mit Hilfe der UPU zu verwirklichen suchte, enthielt vor allem Vorstellungen eines demokratischen Sports, d. h. Vorstellungen von einer sportlichen Betätigung für jedermann. So wurden Staat und Behörden aufgefordert, allen Bürgern die für die Erhaltung ihrer Gesundheit und einer guten körperlichen Kondition notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Dies gelte insbesondere für die Arbeiter, denen das Recht auf Persönlichkeitsbildung lange vorenthalten geblieben sei und die heute noch vielfach Entspannung und Zerstreuung im „Wirtshaus an der Ecke“ suchten. Er verlangte von den städtischen Behörden, daß sie eine dem antiken Gymnasium ähnliche Stätte schaffen und unterhalten sollten (le Gymnase Municipal), in dem alle Bürger — auch die Arbeiter — sich bilden und entwickeln könnten. Da er sich von den Arbeitersportlern Unterstützung bei der Durchsetzung seiner Ziele erhoffte, nahm er mit dem Belgier Jules Devlieger, einem der führenden Männer der Sozialistischen Arbeitersportinternationale, Verbindung auf. Schon 1921 hatte er sich für die Gründung von Arbeiteruniversitäten eingesetzt und den Aufbau solcher Bildungsinstitutionen als dringende Notwendigkeit bezeichnet¹⁹⁾.

Coubertins Bemühungen blieben jedoch ohne nachhaltige Wirkung: Die Vorbehalte der Arbeitersportler gegenüber diesem Repräsentanten des bürgerlichen Sports waren zu groß. Den Arbeitersportlern ging es mehr um ein politisches als um ein pädagogisches Ziel: Die Konfrontation mit dem bürgerlichen Sport war notwendig zur Festigung der Solidarität, zur Mobilisierung der Massen, zur Verwirklichung ihrer Vorstellungen von einer sozialen Republik. „Die umwälzende Praxis des gesellschaftlichen Kampfes ist die befreiende Tat, bei der die Körperkultur eine wesentliche und hervorragende Rolle spielt“, heißt es in einem Beitrag „Körperkultur und Weltanschauung“ in der Arbeiter-Turnzeitung. Und weiter: „Wir brauchen Menschen, die fähig sind, am geistigen Wettstreit teilzunehmen, die unerschütterlich sind im Kampfe des Lebens und die körperliche und geistige Gleichwertigkeit im Volks- und Staatslebens zu erkämpfen und zu

¹⁹⁾ Yves-Pierre Boulange, *La vie et l'oeuvre pédagogique de Pierre de Coubertin 1863/1937*, Ottawa 1975, S. 365ff.

¹⁸⁾ ATZ Nr. 25, 1930, S. 290.

behaupten wissen. Aus diesem Grunde ist die Form der Körperbildung eine Weltanschauungsfrage.“²¹⁾

Aber mit dem Hinweis, die Arbeitersportbewegung sei ein Glied der großen Arbeiterbewegung und darum gelte in ihr nicht die Höchstleistung von einzelnen, sondern die Erziehung zum sportlichen Mannschaftskampf, war die Problem- und Konfliktsituation nicht zu lösen. Sie war dadurch entstanden, daß man die Betonung der Einzelleistung zu stark hinter die Solidaritätsbestrebungen der Masse zurückstellte. Auch die vereinfachte Formel: „Entspannung, Spiel und Freude an der Bewegung“ im Arbeitersport und „Tempo, Rekord und angewandte Automatisierung der menschlichen Maschine im bürgerlichen Sport“ half nicht aus dem Dilemma. Um für den Nachwuchs aus der Arbeiterjugend attraktiv zu bleiben, mußte der Arbeiter-Turn- und Sportbund Leistungs- und Wettkampfformen aus dem bürgerlichen Sport übernehmen.

Die Entstehung der „Spartakiaden“

Noch aus einem anderen Grund war der Solidaritätsgedanke in Verbindung mit der Berufung auf die demokratischen Wurzeln der Arbeitersportbewegung von großer Bedeutung. Es ging um die notwendige Abgrenzung von den kommunistisch gelenkten Arbeitersportorganisationen. Denn bald nach der Gründung der Sozialistischen Arbeitersportinternationale am 14. September 1920 in Luzern (sie wurde nach dem Gründungsort zunächst Luzerner Sportinternationale — LSI — genannt) war es anläßlich des Weltkongresses der Dritten Internationale (Komintern), des Kongresses der Roten Gewerkschaften und der Kommunistischen Jugend in Moskau am 25. August 1921 zur Gründung der Roten (Moskauer) Sportinternationale (RSI) gekommen. Ihr Ziel war, im Kampf gegen die sozialdemokratisch geführte Sozialistische Arbeitersportinternationale entsprechend den von Moskau erteilten Direktiven eine einheitliche, kommunistisch gelenkte Arbeitersportbewegung zu bilden.

Vorausgegangen war die Spaltung der Arbeitersportvereine in der Tschechoslowakei im Mai 1921. Hierzu der tschechische Historiker F. Kratky: „Damit mußten auch alle Versuche

scheitern, die bereits vor dem Weltkrieg geplante und inzwischen gemeinsam vorbereitete Arbeiterolympiade durchzuführen... In Prag fanden nunmehr im Juni 1921 parallel an zwei Sonntagen zwei getrennte Arbeiterturnfeste statt, das eine auf dem Letna-Plan im Sokolstadion als ‚Arbeiter-Olympiade‘, bei deren Schlußfeier dem Präsidenten der Republik und Ideologen der Sozialdemokratie, T. G. Masaryk, gehuldigt wurde, das andere als ‚Spartakiade‘ auf Maniny in einem von der Prager Arbeiterschaft rasch improvisierten Stadion, bei dem die Hoffnung der 100 000 Anwesenden in der Schlußszene ‚Sieg der Revolution‘ zum Ausdruck kam. Die Prager Maniny-Spartakiade war die erste Spartakiade in der Welt.“²¹⁾

Diese Wettkämpfe haben ihren Namen von dem thrakischen Gladiator Spartakus, der von Kapua/Süditalien aus mit anderen thrakischen Gladiatoren den Anstoß zu einem der größten Sklavenaufstände in der Geschichte der Alten Welt gab. Dieser dauerte von 73 bis 71 v. Chr. und bedrohte die Existenz des römischen Staates. Nach dem Urteil des bulgarischen Historikers Zonkov haben „der körperlich und militärisch-technisch gut vorbereitete Spartakus und seine Landsleute... zum erstenmal in der Geschichte ihre körperliche Ausbildung in den Dienst des Kampfes gegen Eroberer und Ausbeuter gestellt und wurden zum Symbol für ähnliche Befreiungsaktionen bis ins 20. Jahrhundert.“²²⁾ Auch für die DDR ist Spartakus „der vorbildliche Kämpfer gegen Sklaverei und Unterdrückung. Der nach ihm benannte Sklavenaufstand lehrt, daß militärische Körperübungen für den Befreiungskampf der unterdrückten Klasse große Bedeutung haben.“²³⁾

Spartakiaden in der Sowjetunion

Indes hat es ausgerechnet in der Sowjetunion, dem Zentrum der 1921 gegründeten Roten Sportinternationale (RSI), sieben Jahre gedauert, bis 1928 die erste Allunions-Spartakiade ausgetragen werden konnte. Zwar forderten die Satzungen der RSI: „... Alle Turn- und

²¹⁾ Frantisek Kratky, Tschechoslowakei, in: Horst Ueberhorst (Hrsg.), Geschichte der Leibesübungen, Bd. 5 — Leibesübungen und Sport in Europa, Berlin 1976, S. 316.

²²⁾ Vassil Zonkov, Bulgarien, Leibesübungen und Sport in Europa, S. 383.

²³⁾ Kleine Enzyklopädie. Körperkultur und Sport, VEB Bibliographisches Institut, Leipzig 1979, S. 23.

²⁰⁾ ATZ Nr. 18, 1930, S. 206.

Sportorganisationen von Arbeitern und Bauern, die auf der Grundlage des proletarischen Klassenkampfes stehen, sollten in einheitlichen Verbänden zusammengefaßt werden²⁴⁾, aber was als Ideal für den internationalen Kommunismus propagiert wurde, konnte sich aufgrund erbitterter innenpolitischer Auseinandersetzungen um die Führung im sowjetischen Sport teilweise erst 1929 mit einer „historischen“ Resolution des ZK der KPdSU durchsetzen, in der auf die Notwendigkeit einer verstärkten staatlichen Führung der gesamten Körperkultur hingewiesen wurde. Bald darauf (1. 4. 1930) wurde der Allunionsrat für Körperkultur geschaffen, der mit dem Komplex „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der UdSSR“ (GTO) und der Allunions-Sportklassifizierung die Grundlagen für den späteren immensen Leistungsanstieg des Sports in der Sowjetunion legte.

Als Vorläufer der ersten Allunions-Spartakiade hatte es nach der erwähnten Spartakiade in Prag noch Spartakiaden in den armenischen, ukrainischen und usbekistanischen Republiken gegeben (1923), die zahlen- und leistungsmäßig die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges bewiesen; doch erst mit der Unions-Spartakiade 1928 entstand von der Form und dem Gehalt her ein massenwirksames Gegenbild zur Olympiade. Die Sportparade am Eröffnungstag (12. August) auf dem Roten Platz gehörte zu den großen Schauveranstaltungen der modernen Sportgeschichte. Die Wettkämpfe, an denen sich neben 7 125 sowjetischen Sportlern auch 612 ausländische Sportler — Arbeiter aus Österreich, Ungarn, Deutschland, Norwegen, Polen, Frankreich, Finnland, Schweden und Schweiz — beteiligten, fanden im kurz vorher fertiggestellten Moskauer Dynamo-Stadion statt. Das Wettkampfprogramm umfaßte Leichtathletik, Geräteturnen, Schwimmen, Kunstspringen, Rudern, Boxen, Ringen, Basketball, Gewichtheben, Radsport, Schießen und Fußball.

Noch bedeutender für die Entwicklung von Körperkultur und Sport in der Sowjetunion wurde dann „das ausgewogene Nebeneinander von Spartakiaden und Olympiaden, diesen ehemals so feindlichen Leitbildern“²⁵⁾, als in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg auf

der Grundlage minutiöser Planung neue Akzente gesetzt und in konsequenter Anwendung des Leistungsprinzips die Talente systematisch erfaßt wurden. So beteiligten sich an der I. Sommerspartakiade der Völker der UdSSR 1956 — Nachfolgerin der Unions-spartakiade von 1928 — 23 Millionen Sportler in den Vorrunden, 9 244 Wettkämpfer dann an den Endkämpfen in 21 Disziplinen, die im neuen Lenin-Stadion in Lushniki (Moskau) stattfanden. Zu den Spartakiadesiegern gehörten die späteren Olympiasieger Wladimir Kuz (10 000 m) und Viktor Kapitanow (Radfahren).

„Das festliche Programm der Eröffnungstage mit Massendarbietungen von Moskauer Schulkindern, Volkstanzgruppen aus den verschiedenen Unionsrepubliken und dem feierlichen Einlauf der Schlußläufer von acht Sternstaffeln, die aus den entlegensten Gebieten der Sowjetunion gleichzeitig im Zentralstadion eintrafen, war für 100 000 Zuschauer und Ehrengäste eine eindrucksvolle und überzeugende Vorstellung der sowjetischen Körperkultur.“²⁶⁾ Da Reihenfolge der Wettkämpfe und Zeitplan der gesamten Spartakiade genau dem olympischen Programm von Melbourne entsprachen, wird klar erkennbar, daß die Spartakiade von nun an die große „Generalprobe“ für die Olympischen Spiele sein sollte. Seitdem die Sowjetunion, die mit ihrem Eintritt in die olympische Arena 1952 in Helsinki gleich 22 Goldmedaillen gewann und sich an zweiter Stelle hinter den USA plazierte, die politische, massenpsychologische und leistungsmotivierende Bedeutung der bis dahin als bürgerlich-kapitalistisches Rekordunternehmen diskriminierten Olympischen Spiele erkannte, organisierte sie auf der Grundlage des Normensystems und der Sportklassifizierung ihre Völkerspartakiaden jeweils im vorolympischen Jahr, um so die optimalen Voraussetzungen für die Teilnahme an den Olympischen Spielen zu schaffen.

Einige Zahlen sprechen für sich: An der 2. Völkerspartakiade 1959 beteiligten sich über 40 Millionen an den vorbereitenden Wettkämpfen auf der untersten Ebene, 1963 sind es 66 Millionen, 1967 fast 70 Millionen. Inzwischen waren auch die Schülerspartakiaden mit in den Ausscheidungsprozeß einbezogen worden. Offiziell heißt es dazu: „Die Finalwettkämpfe standen ganz im Zeichen der Jugend. Die Debütanten machten besonders im

²⁴⁾ Zit. nach Peter Sendlak, Leibesübungen und Sport in der Sowjetunion, in: Horst Ueberhorst (Hrsg.), Geschichte der Leibesübungen Bd. 4 — Die großen Sportnationen, Berlin 1972, S. 95.

²⁵⁾ Sendlak, a. a. O., S. 101.

²⁶⁾ Sendlak, a. a. O., S. 117.

Schwimmen von sich reden. Sie stellten mehrere Landesrekorde auf.²⁷⁾

16 Europa- und Weltrekorde waren eine erfolversprechende Ausgangsposition für die Spiele von Mexiko. Bei der V. Sommerspartakiade 1971 wurden 19 Europa- und 18 Weltrekorde aufgestellt. 1975 wurden erstmals die neuen (verschärften) GTO-Leistungsprüfungen in das Wettkampfprogramm der VI. Sommerspartakiade der Völker der UdSSR aufgenommen und sechs Weltrekorde erzielt. Die Leistungsbilanz schlug sich auch in olympischen Medaillen nieder. Sieht man von den Olympischen Spielen von Grenoble und Mexiko-City ab, so haben russische Sportler bei den Olympischen Spielen von 1956 bis 1976 insgesamt mehr Medaillen als die amerikanischen Athleten errungen. In der Propaganda der sozialistischen Länder wurde daraus eine Systemüberlegenheit abgeleitet.

Zu der VII. Sommerspartakiade 1979, ein Jahr vor den Olympischen Spielen von Moskau, waren erstmals Sportler aus 88 Ländern der Erde eingeladen. Während die UdSSR großzügig die Reise- und Aufenthaltskosten von 32 Delegationen der Entwicklungsländer übernommen hatte, wurden Israel, Ägypten und Neuseeland, obwohl deren Olympiamannschaften nach IOC-Reglement zweifelsfrei 1980 startberechtigt sein würden, nicht eingeladen. So gesehen konnte auch die Grußadresse Leonid Breschnews nicht ganz überzeugen, der Athleten von allen Kontinenten willkommen hieß: Sport bringe Völker und Menschen näher zusammen. Die Spartakiade diene wie die Olympischen Spiele den Ideen von Frieden und Freundschaft und gegenseitigem Verstehen. Im gleichen Sinne äußerte sich auch der sowjetische Sportminister S. P. Pavlov, der in einer Presseerklärung gleich dreimal den Passus von Frieden, Freundschaft und Völkerverständigung brachte.

Auch prominente Gäste erlebten die Spartakiade. „Mich kann man nicht so leicht in Erstaunen versetzen, aber das Sportfest der Spartakiade, das in Lushniki veranstaltet wurde, war herrlich, das kann ich ohne Übertreibung sagen. Ich wünschte mir, daß in meiner Heimat ähnliche Sportfestivals durchgeführt würden“²⁸⁾, sagte IOC-Präsident Lord Killanin

²⁷⁾ „Olympisches Panorama“ Nr. 11, Publikation des Organisationskomitees „Olympiade '80“ (Spartakiadechronik).

²⁸⁾ Zit. nach „Sport. Moskau. Olympiade“, Moskau 1980, S. 1.

nach der VI. Spartakiade 1975, deren Ehrengast er war, und gab damit ein ähnliches Urteil ab wie 1967 IOC-Präsident Avery Brundage, der meinte: „Die Spartakiade, dieser allseitige Wettkampf, wird, glaube ich, zu einem neuen Aufschwung des Sports führen. Ihr Massencharakter und ihre Organisation entsprechen voll und ganz den Idealen der Olympischen Bewegung.“²⁹⁾

Offenbar ist den beiden Repräsentanten des Olympismus — insbesondere Brundage — nicht der historische Zusammenhang der Spartakiade mit einem Gesellschaftssystem bewußt gewesen, daß von 1920 an unverrückbar an den Zielen festgehalten hat, Körperkultur und Sport sollten Menschen heranbilden, die sich bedingungslos in den kommunistisch regierten Staat einfügen und ihre körperliche Kraft für die Tätigkeit in der Arbeitswelt und zur bewaffneten Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes einsetzen. Eine Verbindung zu den „Idealen der olympischen Bewegung“ ist darin nicht zu erkennen — sieht man von der auch von Coubertin erstrebten körperlichen Aktivierung der Massen ab.

Von der geistigen Wurzel und ihren politischen Intentionen her — sportliche Heerschau, Machtdemonstration und Propagierung des proletarischen Klassenkampfgedankens — unterscheidet sich die Spartakiade wesentlich von den Olympischen Spielen. Diese Feststellung impliziert keine Abwertung des hoch-effizienten und klar strukturierten körperkulturellen Systems der Sowjetunion, das im Bereich der staatlichen Leibeserziehung von der Körpererziehung in den Kindergärten und -krippen bis zu den zahlreichen Hochschulen für Körperkultur und den beiden sportwissenschaftlichen Forschungsinstituten in Moskau und Leningrad reicht und durch das Zusammenwirken der Fachverbände mit der öffentlichen Sportverwaltung und den verschiedenen Organisationen (Armee, Gewerkschaft, Betrieben) angehörenden Sportclubs eine in der Orientierung an das GTO-System und die Allunions-Sportklassifizierung breite, allumfassende Körpererziehung garantiert.

Kinder- und Jugendspartakiaden in der DDR

Die DDR hat wie die anderen sozialistisch-kommunistischen Länder dieses System über-

²⁹⁾ Sendlak, a. a. O., S. 118f.

nommen, doch soweit eigenständig weiterentwickelt und verbessert, daß sie heute mit ihrer 17 Millionen-Bevölkerung als neue sportliche Großmacht nicht nur ihren „Lehrmeister“ erreicht, sondern vielfach sogar übertroffen hat. Den Zentralen Sommerspartakiaden in der Sowjetunion sind die Deutschen Turn- und Sportfeste in der DDR vergleichbar, die, in Leipzig ausgetragen, einen Traditionszusammenhang mit der deutschen Arbeitersportbewegung haben. Seit 1965 finden zudem regelmäßig Kinder- und Jugendspartakiaden in der DDR statt, die von den in allen Orten, Kreisen und Bezirken gebildeten Spartakiadekomitees organisiert werden. Beteiligt daran sind die Organe des Ministeriums für Volksbildung, die Leitungen des DTSB und der FDJ. Die Wettkämpfe beginnen in den örtlichen Schulen und Sportgemeinschaften und werden, nach entsprechender Qualifikation, auf der Kreis- und dann Bezirksebene fortgesetzt. Alle zwei Jahre werden dann die zentralen Kinder- und Jugendspartakiaden in der DDR ausgerichtet, die olympische Winter- und Sommersportarten umfassen. Ziel der Spartakiade ist es nach dem Selbstverständnis der DDR, die Kinder und Jugendlichen für eine regelmäßige körperliche Tätigkeit zu gewinnen, das Leistungsniveau planmäßig zu erhöhen und Talente zu sichten und zu fördern — sind doch inzwischen aus der Spartakiadebewegung zahlreiche Weltspitzensportler, d.h. Olympiasieger, Welt- und Europameister hervorgegangen³⁰).

Welch große gesellschaftliche Bedeutung der Zentralen Kinder- und Jugendspartakiade zukommt, die in einem von der Partei bestimmten politisch-kulturellen Rahmen eingespannt ist, zeigt die folgende Schilderung: „Fanfarenklänge der Spielmannszüge vor dem Roten Rathaus in Berlin, der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik. Die Straßen und Plätze, geschmückt mit Fahnen, Transparenten und Plakaten, künden von einem bedeutenden gesellschaftlichen Ereignis. Mit großer Freude und Erwartung sind 10 000 Jungen und Mädchen aus 15 Bezirken der DDR in farbenfreudigen Trainingsanzügen, bunten Mützen und Hüten beim Auftakt für eines der größten Kinder- und Jugendsportfeste der Welt dabei. Die besten jungen Sportlerinnen und Sportler im Alter von 8 bis 18 Jahren

sind ... gekommen, um den Kampf um die Medaillen in 19 olympischen Sportarten aufzunehmen. Unter den Klängen der Nationalhymne wird die Staatsflagge der DDR gehißt. Eine junge Handballspielerin aus der Leipziger Spartakiadesiegermannschaft ... trägt das Spartakiadefeuhr zum Flammenschale, das in der Mahn- und Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus in Buchenwald entzündet wurde. Eine erfolgreiche Berliner Leichtathletin, mehrfache Jugendmeisterin, spricht das Gelöbniß. Im Namen aller Spartakiadeteilnehmer gelobt sie, stets gute Leistungen im Beruf, in der Schule und im Sport zu vollbringen.“³¹)

Einige Charakteristika des DDR-Sports können anhand dieser Schilderung aufgezeigt werden. Der SED-Staat beschränkt sich nicht darauf, bei sportlichen Großveranstaltungen politische Treuebekundungen zu inszenieren, sondern erwartet vom Sport auch einen Beitrag zur Erziehung zum sozialistischen Menschen. Gefestigtes Klassenbewußtsein, hohes Leistungsethos und optimistische Lebenseinstellung sollen als Wert- und Verhaltensmuster im Sport eingeübt und auf andere Bereiche übertragen werden. Das Zeremoniell: feierlicher Aufmarsch, Abspielen der Nationalhymne, Flaggenhissung, Gelöbniß, Fackellauf und Entzündung der Flammenschale ist bewußt dem Ritual der Olympischen Spiele entlehnt, die Auszeichnung der Sieger mit Gold-, Silber- und Bronzemedailles eine Stimulanz zum olympischen Erfolg. Insofern dokumentiert sich die Spartakiade als „Vorfeld“ der Olympischen Spiele. Mit dem Entzünden des Spartakiadefeuhrs in der Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald soll der antifaschistischen Widerstandskämpfer — insbesondere Ernst Thälmanns — als geistiger Wegbereiter der DDR gedacht werden. Das Treffen der Spartakiadeteilnehmer mit Olympiasiegern und Weltmeistern, die zur Aussprache zur Verfügung stehen und die Siegerehrung vornehmen, das Hervortreten von früheren Spartakiadesiegern — beim Sprechen des Gelöbniß, beim Entzünden des Feuers — hat leitbildhafte Bedeutung und verpflichtet zur Nachahmung; die Begegnung mit Gästen aus dem Ausland steht im Zeichen der internationalen Solidarität.

³¹) „Ein großes Erlebnis. Kinder- und Jugendspartakiade in der DDR“, hrsg. v. d. Gesellschaft zur Förderung des olympischen Gedankens in der DDR, Dresden 1975, S. 5.

³⁰) Kleine Enzyklopädie, a. a. O., S. 43 u. 119.

Seit einigen Jahren gibt es nun in der DDR auch Spartakiaden in militär-sportlichen Disziplinen, organisiert vom „Sportkomitee der befreundeten Armeen“, und „Spartakiaden der Sportorganisationen der staatlichen Schutz- und Sicherheitsorgane der sozialistischen Länder“, die in verschiedenen Sportarten durchgeführt werden. Die Basis für die erstgenannten Sportveranstaltungen bilden die Armeesportgemeinschaften, die aus Armeeingehörigen und Bürgern bestehen, zu denen im weitesten Sinne auch Kinder und Jugendliche zählen, die eigene Meisterschaften austragen. Dies gilt auch für die Sportclubs der Angehörigen der „staatlichen Schutz- und Sicherheitsorgane“, in der Zivilangehörige und insbesondere Kinder und Jugendliche Mitglieder werden und an Wettkämpfen teilnehmen können. Die Verklammerung beider Organisationen mit Sportgemeinschaften gleichen Typs in den sozialistischen Ländern durch das Programm der Spartakiaden soll „zur Festigung der Freundschaft und Waffenbrüderschaft zwischen den Armeen und zur Verbesserung der Qualität der Körpererziehung“³²⁾ beitragen, d.h. letztlich die militärische Schlagkraft der Truppen des Warschauer Paktes erhöhen. Da zur Aufgabe des die „Spartakiade der befreundeten Armeen“ vorbereitenden Sportkomitees auch die Durchführung von Trainerberatungen und -konferenzen gehört, die sich mit Problemen der physischen Leistungssteigerung in den sozialistischen Armeen befassen, sind diese militär-sportlichen Spartakiaden in einem Grenzraum angesiedelt, wo die Erhöhung der sportlichen Leistung einen unmittelbaren militärischen Nutzwert hat. Die Einbeziehung von Zivilangehörigen, vor allem aber von Kindern und Jugendlichen, in diesen Prozeß — begleitet von einem schulischen Wehrkun-

deunterricht — spiegelt das Ausmaß der Militarisierung in der DDR wider. Gemeinsamkeiten mit den Olympischen Spielen sind hier nur schwer zu finden.

Vergleicht man die Olympischen Spiele mit den Spartakiaden, so ergeben sich vom äußeren Rahmen her manche Übereinstimmungen: vom Entzünden der Flamme, dem feierlichen Gelöbnis bis zur Siegerehrung, obwohl den Ritualen bereits andere Bedeutung unterlegt werden. In der Massenhaftigkeit des öffentlichen Aufmarsches inmitten eines Meers von roten Fahnen, in den gigantischen Bildern und Sprüchen, von unzähligen Sportlern im weiten Rund der Stadionränge im schnellen Wechsel farbenprächtig „gemalt“, die Sozialismus, Frieden und Freundschaft verkünden und doch gleichzeitig ein immenses Macht- und Aggressionspotential demonstrieren, zeigen sich bereits bemerkenswerte Unterschiede zum olympischen Zeremoniell, das auf diese Schaubilder verzichtet und auf das Individuum, den Teilnehmer in der Mannschaft, konzentriert ist.

Wird der völkerverbindende Gedanke des Humanismus und des Friedens auch immer wieder betont, so kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Spartakiaden propagandistisch brillant inszenierte Festveranstaltungen des proletarischen Internationalismus sind und letztlich dem großen Ziel der Weltrevolution dienen. Die olympische Friedensidee, die ihrem Ursprung nach kosmopolitisch ausgerichtet ist, wurde mit diesen Paradebeispielen sozialistischer Festkultur so meisterhaft unterlaufen, daß offenbar selbst ein „Gralshüter des Olympismus“ wie Avery Brundage dies nicht erkannte.

Moskau 1980 — Wende oder Ende der Olympischen Spiele?

Avery Brundage war es denn auch, der am 23. Mai 1959 als damaliger IOC-Präsident vor den Mitgliedern des ICO in München eine Rede hielt, die wie folgt begann: „Eines der wesentlichsten Prinzipien der Olympischen Bewegung lautet: Es soll keine Diskriminierung irgend eines Landes oder irgend einer Person aus rassistischen, religiösen oder politischen Gründen geben. Wenn dieser fundamentale

Grundsatz nicht genau befolgt würde, wäre die Olympische Bewegung mit Sicherheit zum Scheitern verurteilt. Für den Erfolg, ja sogar für die Existenz einer wahrhaft internationalen Organisation ist es von entscheidender Bedeutung, daß es keine derartigen Beschränkungen gibt. Freilich ist dies eine Regel, die sich nicht leicht durchsetzen läßt. 1936 kam es zu einer organisierten und gut finanzierten Attacke gegen die XI. Olympischen Spiele, weil bestimmte Personen und Gruppen die

³²⁾ Kleine Enzyklopädie, S. 130.

deutsche Regierung jener Zeit guthießen, obwohl diese deutsche Regierung nichts mit der Organisation oder Kontrolle der Spiele zu tun hatte. In den Vereinigten Staaten von Amerika wurde eine heftige Schlacht ausgetragen, und da der Sprecher damals Präsident des Amerikanischen Olympischen Komitees war, kann er persönlich bezeugen, mit wie gemeinen Mitteln die Mannschaft der Vereinigten Staaten an der Teilnahme gehindert werden sollte. Dieser Kampf wurde von vielen anderen Ländern beobachtet, und sein Ergebnis hätte möglicherweise ihr Verhalten beeinflußt. Wäre er verloren worden und hätte man das Team der Vereinigten Staaten und andere Mannschaften zurückgezogen, so wäre das wahrscheinlich das Ende der Spiele gewesen. Das Resultat war jedoch ein großer Sieg der olympischen Prinzipien, und Amerika wurde von einer seiner größten und besten Mannschaften vertreten. Man mag hinzufügen, daß die Spiele von 1936 zu den bedeutendsten gehören und daß sie in absoluter Übereinstimmung mit den olympischen Regeln abgewickelt wurden.³³⁾

Avery Brundage hatte offenbar vergessen, daß es im nationalsozialistischen Deutschland eine staatlich legalisierte Rassendiskriminierung (Nürnberger Gesetze) gab, daß Tausende das Land aus politischen, rassistischen und religiösen Gründen verlassen mußten, daß ein amerikanisches IOC-Mitglied, das gegen Berlin votierte, aus dem IOC ausgeschlossen wurde, und damit ihm, Brundage, den Platz freimachte. Neben diesem leichtfertigen Umgang mit der Geschichte enthüllt die Rede aber noch etwas anderes, ein bis heute gültiges IOC-Prinzip: Die Spiele müssen weitergehen, unabhängig davon, ob Menschenrechte verletzt, politisch Andersdenkende verfolgt, ethnische Minderheiten in einem Lande brutal unterdrückt werden. Die Olympische Bewegung stellt nach dieser Sichtweise einen Wert an sich dar, eine Friedenskonzeption auf Zeit, die um ihres „ordnenden Prinzips“ willen nicht preisgegeben werden darf.

Wie aber, wenn das Austragungsland der Spiele durch eine kriegerische Aggression das Völkerrecht verletzt und die Olympische Friedensidee korrumpiert? Sind nicht durch die sowjetische Invasion Afghanistans — ein in

der Geschichte der modernen Olympischen Spiele singuläres Ereignis — nunmehr die Spiele existentiell bedroht? Für Coubertin war die weltumspannende Friedensidee die Sinnmitte seiner Botschaft. Auch in den statuierten Prinzipien des IOC (1958, 1962, 1974) wird daran festgehalten, „die Jugend der Welt in einem großen vierjährigen Sportfest zusammenzubringen, dadurch internationale Achtung und guten Willen zu schaffen, eine bessere und friedliche Welt aufbauen zu helfen“.

Zugegeben: Coubertin dachte nicht daran, den Olympischen Spielen eine *unmittelbare* Friedensmission zuzumessen, etwa in dem Sinne, die Welt von immer wieder aufbrechenden Nationalitätskonflikten befreien zu können. So sagte er 1935: „Von den Völkern zu verlangen, daß sie einander lieben, ist eine Art Kinderei. Von ihnen zu fordern, einander zu achten, ist keineswegs eine Utopie; um aber einander zu achten, muß man sich erst kennenlernen.“³⁴⁾ Olympische Spiele sollten also der Jugend der Welt Gelegenheit geben, einander kennen und achten zu lernen — entsprechend dem Coubertinschen Grundsatz: „All games, all nations“. Kommt den Olympischen Spielen damit auch keine unmittelbare Friedenswirkung zu — auf ihre Anfälligkeit gegenüber ideologischen und politischen Pressionen wurde bereits hingewiesen —, so haben sie doch als Symbol einer besseren, in Frieden geeinten Welt, als Prinzip Hoffnung, daß in der Menschheit humanitäre Grundwerte allgemeine Anerkennung finden, eine große *mittelbare* Friedenswirkung.

Diese Hoffnung ist durch die Aktionen der Sowjetunion, zu denen außer dem Einmarsch in Afghanistan in weiterem Sinne auch die Verbannung von Dissidenten und die Mißachtung der Menschenrechte zählen, nahezu zerstört worden. In der langen Diskussion, die der Boykottentscheidung des deutschen NOKs vorausging, sind die moralischen, politischen, sportlichen und organisatorisch-technischen Argumente für und gegen eine Teilnahme an den Olympischen Spielen von Moskau ausführlich dargelegt und leidenschaftlich verfochten worden.

Hajo Bernett hat in einen in der „Olympischen Jugend“ abgedruckten Interview (Jg. 24 Nr. 9/79) die Auffassung vertreten, Boykottdrohun-

³³⁾ Zit. nach Manfred Blödorn, *Der olympische Meineid: Idee und Wirklichkeit der Olympischen Spiele*, Hamburg 1980, S. 250f.

³⁴⁾ Pierre de Coubertin, *Olympische Erinnerungen*, S. 223.

gen gegen Olympische Spiele hätten niemals nennenswerte politische Reaktionen hervorgerufen. Er kann sich dabei auf zahlreiche historische Beispiele von Boykottbestrebungen gegen die Austragung der Olympischen Spiele berufen, die von Berlin 1936 bis zu den Spielen von Montreal 1976 reichen. Doch sollte nicht übersehen werden, daß eine moralisch begründete Boykottentscheidung, auch wenn sie keine politisch-konkreten Erfolge bringt, einen Wert darstellt, der nach wie vor als existenziell notwendig empfunden wird. Sicher stellt sich im Falle des beschlossenen deutschen Boykotts der Moskauer Spiele die Frage der doppelten Moral, wenn den Sportlern die Teilnahme verweigert wird, Fernsehteams und Sportfunktionäre nach Moskau reisen und zu dieser Zeit die deutsche Industrie ihren Handel mit der Sowjetunion intensiviert.

Nun wird man in der Geschichte der modernen Olympischen Spiele auf einen Fall hinweisen können, wo ein IOC-Vertreter die zwei Städten seines Landes zugesprochenen Spiele an das IOC zurück gab. Im Juli 1938 gab das japanische IOC-Mitglied Graf Soyeshima bekannt, daß Japan auf die Austragung der Olympischen Spiele 1940 in Sapporo (Winter) und Tokio (Sommer) verzichten müsse, da es die Einhaltung der olympischen Prinzipien in der gegenwärtigen Situation — seit 1937 Krieg gegen das China Tschiang Kai-scheks — nicht gewährleisten könne. Wohl hatten der britische Amateur-Athletik-Verband und die Empire-Games-Federation zum Boykott gegen die Ausrichtung der Spiele in einem kriegführenden Land aufgerufen, und auch in den USA erhoben sich Proteste. Doch nicht die Boykottandrohung, sondern die Initiative Soyeshimas, der deswegen in der japanischen Sportwelt stark kritisiert wurde, aber Unterstützung beim japanischen Kabinett fand, war entscheidend für den Verzicht. Dies freilich war von Moskau nicht zu erwarten. An dieser Stelle sei jedoch daran erinnert, daß die Sowjetunion im vergangenen Jahr mit dem Argument gegen die Aufnahme Rotchinas in das IOC stimmte, China habe bei seinem kriegerischen Vorstoß nach Vietnam gegen die Olympische Friedensidee verstoßen.

Obwohl der Beschluß der Bundesregierung vom 23. April 1980, dem Nationalen Olympischen Komitee zu empfehlen, keine Mannschaften oder einzelne Sportler zu den Olympischen Sommerspielen nach Moskau und Tal-

lin zu entsenden, solange die Besetzung Afghanistans andauert, in Übereinstimmung mit der gemeinsamen Presseerklärung des Präsidenten der USA und des Bundeskanzlers vom 5. März 1980 stand, wäre es falsch, diese Entscheidung als einen „Kniefall“ vor den USA, als „erzwungene Solidarität“ zu werten, auch wenn Bündnisverpflichtungen eine Rolle spielten. Die Entscheidung ist frei getroffen worden, sie beruht im wesentlichen auf moralischen und politischen Erwägungen und ist eine der Konsequenzen aus der UNO-Resolution vom 14. Januar 1980, in der mit großer Mehrheit von der Generalversammlung der Vereinten Nationen der unverzügliche Rückzug der UdSSR aus Afghanistan gefordert wurde. Da, wie Helmut Schmidt vor dem Bundestag ausführte, die Sowjetunion die Voraussetzungen dafür nicht geschaffen habe, daß Sportler aller Länder an den Spielen teilnehmen können, sah sich die deutsche Regierung veranlaßt, eine Ablehnung zu empfehlen. Sie war sich bewußt, daß ein Verzicht auf eine Olympia-Teilnahme viele Sportler schwer treffen würde, die sich seit Jahren in hartem Training vorbereitet und persönliche Opfer gebracht hatten, aber da Olympische Spiele nicht isoliert vom Weltgeschehen gesehen werden dürfen, appellierte sie an die staatsbürgerliche Verantwortung ihrer Sportler und Sportorganisationen.

Wenn auch nach der deutschen NOK-Entscheidung die erwartete Solidarität von seiten der meisten anderen europäischen Staaten ausblieb, so erscheint die Absage an Moskau nach wie vor richtig und konsequent. Sie ist ehrlicher als die der anderen europäischen NOKs, die zwar in Rom erklärt haben, daß „ein Start in Moskau keineswegs als Billigung politischer Verhältnisse interpretiert werden kann“. Mit dieser recht naiven Aussage werden sie aber weder ein totalitäres Regime daran hindern können, die Spiele in ihrem Sinne spartakiadeähnlich zu gestalten, noch die kriegerischen Aktionen in dem Nachbarland zu beenden.

Verglichen mit dieser die Olympischen Spiele substantiell gefährdeten Aktion erscheinen andere Probleme der olympischen Bewegung von sekundärer Bedeutung, obwohl auch sie insgesamt Symptome sind für die Krise des Olympismus. Da ist die Gigantomanie der Spiele, die es nur noch hochentwickelten Industrienationen möglich macht, die materiel-

len Kosten für die Organisation zu tragen und das technische „Know-how“ für die Spiele einzusetzen; da ist das auf die Spitze getriebene Leistungstraining, das einen organisatorisch-technischen Apparat und eine breite sportwissenschaftliche Vorarbeit verlangt, wie sie sich ebenfalls nur wenige Nationen leisten können. Dadurch wird unabdingbar der Medailenspiegel weiter zugunsten der „Großen“ verschoben. Höchstleistungstraining, zumindest während der Wettkampfperiode, verlangt regelmäßiges, meist vielstündiges tägliches Training. Es kann nur noch selten neben dem Beruf betrieben werden. Sowohl Ursachen als auch Folgen dieser Entwicklung sind der „Staatsamateur“ des Ostens und der „Universitätsamateur“ des Westens, beides Scheinamateure, da sie entweder auf Staatskosten trainieren oder hohe Zuwendungen erhalten. Der geistigen Verarmung der Spiele, dem Mangel an Kommunikation, den erhöhten Gefahren physischer und psychischer Belastung in Verbindung mit medizinisch-pharmakologischer Manipulation entspricht auf anderer Ebene das hartnäckige Festhalten an nationalen Symbolen, an einem pseudoreligiösen Zeremoniell. Hinzu kommt die wachsende Distanz zwischen dem „Männerorden“, dem IOC, und den Athleten. Es kann nicht verwundern, daß angesichts gesteigerter Schwierigkeiten des IOC und einer drohenden Sinnentleerung der olympischen Idee manche Skeptiker bereits resigniert und das Ende der olympischen Bewegung vorausgesagt haben.

Nun wird man bei aller gebotenen Skepsis gegenüber dem „Olympismus“ nicht vergessen dürfen, daß sich die Olympischen Spiele in einer sich wandelnden Welt ebenfalls wandeln

mußten, gerade weil sie weltoffen sind. Die Bedrohung der Olympischen Spiele ist demnach kein isolierter Prozeß, sondern eine Spiegelung der Bedrohung unserer gesamten Welt — primär durch einen ideologisch verschärften Nationalismus. Dagegen gilt es — um der Friedenssicherung willen — anzugehen! So bietet die schwere Krise auch die Chance für eine radikale Umorientierung, bzw. Neubesinnung auf die Ziele und Werte der olympischen Bewegung. Sie muß nicht das Ende der Olympischen Spiele bedeuten, denn diese üben nach wie vor eine große Faszination auf die Völker aus, und die Friedensbotschaft findet immer noch ein Echo bei ihnen. Zudem haben die Spiele mit dazu beigetragen, einen dynamischen Prozeß einzuleiten, der zur Weiterentwicklung von Wettkampfstätten und Sportgeräten, von Techniken und Trainingsmethoden, zur Gründung neuer Sportorganisationen mit immenser Breitenwirkung, d.h. zu einem immer intensiver werdenden weltweiten Sporttreiben führte.

Moskau wird eine Wende, aber muß nicht das Ende der olympischen Bewegung sein. Wenn die Verantwortlichen die Zeichen der Zeit erkennen, könnten sie die Weichen so stellen, daß die Internationale Olympische Akademie in Griechenland, die ein Zentrum der Olympischen Bewegung werden sollte, und der Olympische Kongreß in Baden-Baden 1981 gemeinsam einen neuen Orientierungsrahmen schaffen und einen Entscheidungskatalog für das IOC erarbeiten, der vor einem Mißbrauch der Spiele schützt und modernen Gegebenheiten gerecht wird. Es ist vielleicht die letzte Chance für Olympia. Hoffen wir, daß sie genutzt wird!

Sport und Körperkultur in der Sowjetunion

Vom 19. Juli bis zum 3. August 1980 finden die Olympischen Sommerspiele in Moskau und damit zum erstenmal in einem kommunistisch regierten Land statt. Das und ihr Boykott durch eine Reihe nichtkommunistischer Länder sind der aktuelle Anlaß, aber nicht die Ursache für diese kleine Studie. Vorrangiger Gegenstand meiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Forschung und Lehre sind seit zwei Jahrzehnten Geschichte und Gegenwart einer politischen und gesellschaftlichen Ordnung, deren Begründer und auch deren heutige Träger den Anspruch erheben, nicht nur einen, sondern *den* Weg zur Bewältigung aller wesentlichen Probleme des menschlichen Daseins und des Zusammenlebens im Weltmaßstab eröffnet zu haben und — jedenfalls im eigenen Herrschafts- und Einflußbereich —

auf ihm bereits ein gutes Stück vorangekommen zu sein. Mein Bemühen ging stets dahin, über diese Ordnung, ihre historischen Grundlagen, hauptsächlich Inhalte und aktuellen Probleme, kurzum: über ihre reale Erscheinungsform, ein möglichst breites Publikum in unserem Lande, dessen einer Teil ja zu diesem Bereich gehört, sachlich zu informieren und zu kritischer Beschäftigung mit ihr anzuregen. Das Thema „Sport in der Sowjetunion“ bietet die Möglichkeit, dazu einen weiteren Beitrag zu leisten, der wohl nicht nur für einige Monate, d. h. für die Dauer der durch die sowjetische Intervention in Afghanistan heraufbeschworenen Diskussion um einen Boykott der diesjährigen Olympischen Sommerspiele in Moskau, mit stärkerer Resonanz in der Öffentlichkeit rechnen darf.

Ambivalentes „Gesetz der großen Zahlen“

Wer die gegenwärtige Lage des Sports in der Sowjetunion, ihre hauptsächlich Bestandteile und Probleme erfassen und sachgerecht kennzeichnen will, wird von folgendem ausgehen und dies stets gebührend berücksichtigen müssen: „Der sowjetische Sport ist ein integrierter Teil der sowjetischen Welt, ein Mikrokosmos des sowjetischen Lebens, in dem alle elementaren Wesenszüge der Sowjetgesellschaft ... wirksam sind ...“ (H. W. Morton). Einen ersten derartigen elementaren Grundzug bringt das keineswegs nur von der Außenwelt immer wieder bemühte, zugleich freilich (was leicht übersehen wird) höchst ambivalente, jedenfalls nicht unkritisch zu übernehmende „Gesetz der großen Zahlen“ schlagwortartig zum Ausdruck. Daß es — scheinbar ohne jede Einschränkung — für den heutigen Sowjetsport als soziales Subsystem gilt, legen folgende statistische Eckdaten nahe, die auf sowjetamtlichen Angaben fußen:

In der UdSSR als dem mit 22 Millionen qkm flächenmäßig bei weitem größten Land der Erde treiben von gegenwärtig (1979/80) über 260 Millionen Einwohnern mehr als 52 Millionen, die in 220 000 Sportgemeinschaften organisiert sind, regelmäßig Sport, ist mithin jeder fünfte Sowjetbürger ein Sportler. Das ist der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung mit den Zwischenstationen: 1960 : 28,7 — 1970 : 43,6 — 1975 : 48,4 Millionen Sporttreibende. Mit rund 6 Millionen Aktiven, von denen die Hälfte aus der RSFSR (= Russische Republik) als der größten Unionsrepublik kommt, liegt die Leichtathletik an der Spitze vor Volleyball (5 Millionen), Ski, Basketball, Fußball (je 4 Millionen) und Schießsport (3 Millionen). Aber auch die Zahlen für Handball (800 000), Kunstturnen (750 000), Eishockey (650 000), Eisschnelllaufen, Schwimmen und Boxen (je 300 000), Fechten (50 000) und Eiskunstlaufen (45 000) sprechen für sich. Außer Bobfahren werden sämtliche olympischen Sportarten in der Sowjetunion betrieben.

Zur gezielten Nachwuchsförderung in den wichtigsten von ihnen stehen inzwischen fast 6 000 Kinder- und Jugendsportschulen zur Verfügung, von denen sich 750 auf nur eine

Vorabdruck aus: Karl-Heinz Ruffmann, Sport und Körperkultur in der Sowjetunion, dtv Zeitgeschichte, Bd. 1578; dieser Band erscheint in diesen Tagen.

Sportart spezialisiert haben. Sie bilden 1 Million besonders begabter Mädchen und Jungen im Alter von neun bis achtzehn Jahren aus. 14 bis 15 Millionen Kinder — das sind mehr als ein Viertel aller Einwohner der Bundesrepublik Deutschland — werden jährlich bei Massenwettkämpfen eingehenden sportlichen Tests unterworfen. Hinzu kommen die Spartakiaden, an denen von den Ausscheidungskämpfen auf den unteren Ebenen bis zu den Finalkämpfen zwischen 1956 (als die erste Spartakiade stattfand) und 1979 zwischen 23 und 80 Millionen Menschen je Spartakiade teilgenommen haben (sollen). Starken Anteil an der Breitenarbeit haben die freiwilligen Gewerkschaftssportvereinigungen in Stadt und Land mit 1,3 Millionen Jugendlichen. Weitere 40 Millionen werden in jedem Fünfjahrplan unter dem Motto „Bereit zur Arbeit und Verteidigung (GTO)“ in Wettkämpfen auf den Erwerb des Sportabzeichens vorbereitet. Schließlich sind 107 000 Arbeitskollektive mit 18,5 Millionen Menschen in die Produktionsgymnastik am Arbeitsplatz einbezogen.

Diesem Millionenaufgebot von Sporttreibenden, zu denen sich noch etwa 3,5 Millionen in Schachklubs organisierte, von Berufstrainern betreute Schachspieler gesellen, stehen 6 Millionen ehrenamtliche Übungsleiter sowie über 55 000 diplomierte Trainer und 163 000 Sportlehrer zur Seite. Sie werden — und zwar 28 000 pro Jahr — an 24 staatlichen Sporthochschulen, 89 Sportfakultäten an pädagogischen Hochschulen und Universitäten, 77 pädagogischen Fachschulen, 26 Sportfachschulen und zehn Trainerschulen — das sind insgesamt 216 mittlere und höhere bzw. universitäre Lehranstalten — ausgebildet. 1 800 Sportärzte in 356 medizinischen Zentren überwachen die Hochleistungssportler. Für die wissenschaftliche Grundlage sorgen vier Forschungsinstitute für Körperkultur und Sport, von denen das Zentralinstitut in Moskau und das Lesgaft-Institut in Leningrad das höchste Ansehen genießen. Die beiden anderen befinden sich in Kiew und in Tiflis. 1979 waren an ihnen und an ähnlich ausgerichteten Lehrstühlen an 24 Sporthochschulen insgesamt etwa 4 000 Personen mit Forschungsaufgaben auf dem Gebiet von Sport und Körperkultur beschäftigt.

Die Unterrichtung der Bevölkerung über das sportliche Geschehen besorgen — neben Rundfunk und Fernsehen — mehr als 30

Sportzeitungen und -zeitschriften, die eine Gesamtauflage von über 7 Millionen Exemplaren haben. Die größte Sportzeitung des Landes, das Moskauer Massenblatt *Sowjetskij Sport*, erscheint täglich außer Montag in einer 4-Millionen-Auflage, wird in über 30 Städten gedruckt und in russischer Sprache herausgegeben. Dazu kommen in den nichtrussischen Sowjetrepubliken ebenfalls periodisch (ein- oder zweimal in der Woche) erscheinende Sportzeitungen in den jeweiligen Landessprachen. Selbst das führende sportwissenschaftliche Publikationsorgan, die Monatschrift *Theorie und Praxis der Körperkultur*, besitzt einen Umfang von 80 Seiten und die beachtliche Auflage von fast 20 000 Exemplaren. Die nicht periodisch erscheinende Sportliteratur erreicht eine jährliche Auflage von rund 15 Millionen Exemplaren.

Imponierend lesen sich schließlich auch die Zahlen über die Wettkampfstätten und die Finanzierung des Sports: 3 282 Groß-Stadien (für insgesamt etwa 12 Millionen Zuschauer), 66 000 Sporthallen, davon 100 Großhallen mit 44 Kunsteisbahnen, 1 435 Schwimmhallen sowie über eine halbe Million Sportplätze und Fußballfelder weist die derzeitige offizielle Bestandsaufnahme im erstgenannten Bereich aus, während für den zweiten — leider nur schwer überschaubaren — Bereich folgende Informationen vorliegen: Der Staat gibt für Gesundheitsfürsorge und Sport 11 Milliarden Rubel, d.h. etwa 6 Prozent seines öffentlichen Gesamthaushalts, pro Jahr aus. 700 Unternehmen, die 40 verschiedenen Ministerien unterstehen, stellen jährlich für 2,8 Milliarden Rubel Sportartikel her. Der 20-Millionen-Etat der Sportvereinigung „Dynamo“ wird durch Einkünfte aus ihren geschäftlichen Aktivitäten in der Sportbranche gedeckt, während der Armeesport aus Mitteln des Verteidigungshaushalts in nicht bekannter Höhe finanziert wird. Die anderen Sportvereinigungen werden ganz überwiegend von den Gewerkschaften finanziert; nicht weniger als 25 Prozent aller gewerkschaftlichen Mittel — das waren 1972 z. B. 430 Millionen Rubel — fließen dem Sport zu. Jedes Sportvereinigungsmitglied hat nur den geringen Jahresbeitrag von 30 Kopeken (etwa 1.60 DM) zu entrichten.

Nimmt man nun zu allen bisher mitgeteilten Zahlen und anderen Angaben noch den satt-sam bekannten Sachverhalt hinzu, daß die So-

wjetunion im letzten Vierteljahrhundert eine führende Stellung im internationalen Sport errungen und bis heute systematisch ausgebaut hat, daß sie dabei u. a. seit ihrer ersten Teilnahme 1952 — bis auf eine Ausnahme (1968) — alle Olympischen Spiele nach dem Medaillen- bzw. Punktesystem eindeutig „gewonnen“ hat, kann das Fazit nur lauten: Die zur politischen Welt- und Supermacht aufgestiegene UdSSR ist auch im Sport eine Weltmacht geworden. Nicht von ungefähr hat James Riordan, im Westen bester wissenschaftlicher Kenner ihrer Sportgeschichte und ihres Sportsystems, seiner jüngsten einschlägigen Studie den Titel *Sportmacht Sowjetunion* gegeben.

In voller grundsätzlicher Übereinstimmung mit Riordan ist jedoch sofort hinzuzufügen und nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man die gerade angeführten statistischen Daten, Erfolgsziffern und Leistungsbilanzen keineswegs mißachtet, sondern überhaupt erst zu ihrer sachgerechten Bewertung gelangt, wenn man — erneut unter Einbeziehung und Würdigung sowjetamtlichen Materials — stets auch dies beachtet und gebührend in Rechnung stellt: Selbst in der heutigen Sowjetunion kann „von einer großzügigen Ausstattung des Sports . . . keine Rede sein. Die meisten westlichen Länder verfügen über weit mehr Fußballplätze, Schwimmbäder, Tennisplätze usw. pro Kopf der Bevölkerung“, ganz zu schweigen von jenen „Sporteinrichtungen, die auch nur im entferntesten mit denen nordamerikanischer Schulen und Colleges zu vergleichen sind“ (J. Riordan). Und was noch mehr Gewicht hat, zumal es vor gar nicht so langer Zeit vom dafür zuständigen sowjetischen Minister offiziell bekanntgegeben wurde: Über 80 Prozent der weiterführenden Schulen in der UdSSR haben keinen Sportplatz, 75 Prozent keine Turnhalle, und mehr als die Hälfte der Schulen sind weder in personeller noch in materieller Hinsicht hinreichend ausgestattet, um überhaupt Sportunterricht zu erteilen. Auf dem Lande hatten 1973 nur 37,5 Prozent aller Sportlehrer eine abgeschlossene Ausbildung, die sie für die Ausübung ihrer Tätigkeit in diesem Fach qualifizierte. Schon diese Fakten zeigen ebenso wie der Umstand, daß die entwickelten westlichen Industrieländer nachweisbar weit mehr pro Kopf der Bevölkerung für den Sport aufwenden: selbst in diesem Teilbereich des gesellschaftlichen Lebens in der heutigen Sowjetunion hat das „Gesetz der großen

Zahlen“ ambivalenten Charakter, erlangt es erst bei Anlegen einer kritischen (Vergleichs-)Sonde volle Aussagekraft. Weil der allgemeine Entwicklungsstand und Lebensstandard der Sowjetunion noch immer sehr viel niedriger, ihre ökonomischen Möglichkeiten jedenfalls kurz- und mittelfristig geringer sind als in der westlichen Welt, müssen für sie Zielsetzungen und Tätigkeitsfelder Vorrang haben, die mit genereller Produktivitätssteigerung, Verbesserung von industrieller Produktion, Konsumgüterversorgung, Wohnungsbau, Gesundheitswesen u. ä. m. stichwortartig zu umreißen sind.

Unmittelbar aus dieser Prioritätenliste ergibt sich nun eine erste von insgesamt fünf allgemeinen Funktionen, die der Sport wie schon bisher auch in der heutigen Sowjetgesellschaft zu erfüllen hat; eine Funktion, die erneut offenbart, daß und wie sehr „der sowjetische Sport“ in der Tat „ein integrierter Teil der sowjetischen Welt, ein Mikrokosmos des sowjetischen Lebens“ ist. Gemeint ist die ihm zugewiesene Aufgabe, zur Reproduktion der Arbeitskraft und zur Hebung der Volksgesundheit beizutragen. Warum ein solcher Auftrag für höchst wichtig angesehen und wie er ausgeführt wird, sei anhand folgender Tatsachen verdeutlicht: Der amtlichen Statistik des sowjetischen Gesundheitsministeriums zufolge erschienen 1977 täglich 3,5 Millionen Arbeiter wegen Erkrankung nicht zum Dienst, wobei diejenigen fünf- bis achtmal so lange ihrem Arbeitsplatz fernblieben, die nicht regelmäßig an körperlichen und sportlichen Übungen teilgenommen hatten. Kein Wunder, daß auf eine aktive Betätigung in den gewerkschaftlichen Sportvereinigungen sowie vor allem auf eine kontinuierliche Mitwirkung bei der Produktionsgymnastik größter Wert und Nachdruck gelegt wird. Dem gleichen Ziel dienen regelmäßige Gymnastiksendungen in Rundfunk und Fernsehen, die mit dem Übungsprogramm der Gesundheitsgruppen in den Betrieben koordiniert sind; das heißt, von Baku bis Archangelsk, von Leningrad bis Wladiwostok wird ein und dasselbe Gymnastikprogramm 24mal im Monat halbstündig von Rundfunk und Fernsehen ausgestrahlt und in den örtlichen Gesundheitsgruppen übernommen. Dem Übungsleiter bleibt damit nur ein geringer Spielraum für Variationen des eigenen Programms. Dafür ist aber gesichert, daß der Übungsbetrieb in der riesigen Sowjetunion im Bereich des Gesundheitssports über-

all die gleichen Inhalte hat. Das Gymnastikprogramm des Fernsehens ist im übrigen auch voll abgedruckt in der (bislang wohl einzigen)

sowjetischen Fernsehzeitschrift, so daß jeder Fernsehzuschauer die Übungsformen dort wiederfinden kann.

Organisations- und Kontrollsystem

An dem nur scheinbar nebensächlichen Detail des völlig uniformen Übungsprogramms für die Produktionsgymnastik läßt sich das eine unschwer ablesen: die (weiterhin) vollständige zentrale Steuerung und Kontrolle aller Vorgänge im Bereich des Sowjetsports. Das dafür zuständige oberste Organ ist seit 1968 das Staatliche Komitee für Körperkultur und Sport beim Ministerrat der UdSSR, dem gewissermaßen als Sportminister gegenwärtig Sergej P. Pawlow, ein erfahrener Parteifunktionär und langjähriger Chef des kommunistischen Jugendverbandes Komsomol, vorsteht. Diese Zentralbehörde, deren Präsenz und Effizienz auf allen Staats- und Verwaltungsebenen ihr nachgeordnete fünfzehn Republik-Komitees, 20 Komitees autonomer Republiken, sechs Territorial-Komitees, 120 Regional-Komitees, 844 Stadt-Komitees und 3 467 Distrikt-Komitees gewährleisten, ist das organisatorische Dach für (fast) alles, was mit Sport zu tun hat: für die einzelnen Sportverbände, die verschiedenen Sportvereinigungen und Sport(fach)schulen, das Training, die Wettbewerbe, die internationalen Sportbeziehungen, die Sportwissenschaft, -forschung, -medizin usw. Ihr unterstehen Planung, Finanzierung, Sportstättenbau, Personalangelegenheiten usw.

Träger des eigentlichen Sportbetriebes sind (seit 1957) 36 sogenannte freiwillige Sportvereinigungen, davon 30 auf Republik- und sechs auf Unionsebene, sowie der ebenfalls im Unionsmaßstab tätige Zentrale Sportklub der Armee (russische Abkürzung: TsSKA). In jeder der fünfzehn Republiken gibt es zwei Sportvereinigungen, eine für den städtischen und eine für den ländlichen Bereich. Sie und die vier Unionssportvereinigungen „Bureswestnik“ (für Hochschulangehörige), „Lokomotive“ (für Eisenbahner), „Spartak“ (für Beschäftigte in den Bereichen Erziehung, Kultur, Gesundheit [außerhalb der Hochschulen], im Verwaltungsdienst, in Kooperativen usw.) und „Wodnik“ (für Beschäftigte in der Hochsee- und Binnenschifffahrt) sind den Gewerkschaften ange-

gliedert, nicht dagegen die Sportvereinigung „Arbeitsreserven“, in der die 6 000 speziellen Sport(berufs)schulen für Kinder und Jugendliche zusammengefaßt sind, sowie „Dynamo“, ebenfalls Unionsvereinigung und (immer noch) Sportorganisation des Staatssicherheitsdienstes, und der den allgemeinen Rahmen erst recht sprengende Zentrale Sportklub der Armee, der ihr untersteht und in jedem Militärdistrikt einen Sportklub (SKA) hat.

Beide, TsSKA wie „Dynamo“, nehmen auch deshalb eine Sonderstellung ein, weil sie in zahlreichen Sportarten über eine — abgesehen von den gerade erwähnten Kinder- und Jugendsportschulen — wohl kaum anderswo im Lande so vorhandene Ausstattung, über beste Trainer bzw. Trainingsmöglichkeiten und relativ hohe finanzielle Mittel verfügen, deren Nutzung — und das ist nicht minder bemerkenswert — keineswegs nur dem Personenkreis vorbehalten ist, der im Militär- bzw. Polizeidienst steht oder aus ihm kommt. Trotz häufiger Nichtzugehörigkeit zu diesem „Produktionsbereich“ sind viele bekannte Eishockey- und Fußballspieler sowie die meisten Spitzenkräfte im Kunstturnen, Eiskunstlauf, Tennis, Rudern, Segeln, Boxen, Gewichtheben und in weiteren Disziplinen Mitglieder einer der beiden Sportorganisationen, darunter — um nur einige prominente Namen zu nennen — das Eiskunstlauf(ehe)paar Rodnina/Saitsew und die Kunstturnerin Olga Korbut beim Zentralen Armeesportklub, die Kunstturnerin Ludmilla Turischtschewa und der Tennisspieler Alexander Metreweli bei „Dynamo“. Daß in den 34 gewerkschaftlichen Sportvereinigungen, vor allem in den renommierten und erfolgreichen wie „Bureswestnik“, „Spartak“ oder „Trud“ (das ist die Sportvereinigung für Städte in der RSFSR), das Produktionsprinzip gelegentlich aus vergleichbaren Gründen außer Kraft gesetzt wird, liegt nahe. Für deren insgesamt über 95 000 Basisgruppen, die Sportkollektive in Fabriken, Kolchosen, Lehranstalten usw., ist es das Kriterium, nach dem sie gebil-

det und die Sporttreibenden ihnen zugeordnet werden.

Jede Sportvereinigung hat neben ihrem Emblem, ihrer Fahne und ihren Farben ihre eigene Satzung; diese stellt selbstverständlich sicher, daß sich die Tätigkeit der Vereinigung nach den — angefangen von der Partei — generell für das sowjetkommunistische System gültigen und verbindlichen Prinzipien des „demokratischen Zentralismus“ vollzieht. Auf diese Weise werden u. a. alle leitenden Personen — vom Vorsitzenden des Sportkollektivs eines Industriebetriebs, eines Kolchos oder einer Bildungseinrichtung bis zum Vorsitzenden des Zentralrats einer Sportvereinigung — in ihre Funktionen gewählt.

Der bisher skizzierten Organisationsstruktur des sowjetischen Sports entspricht schließlich auch das System, nach dem die Wettkämpfe ablaufen. Jede Sportvereinigung führt einerseits in den von ihr betriebenen Sportarten Meisterschaften von der lokalen bis zur Repu-

blik- bzw. Unionsebene durch, mißt sich jedoch gleichermaßen in verschiedenen Ligen und Pokalwettbewerben mit den anderen Sportvereinigungen bis hinauf zu den sogenannten „Mannschaften der Meister“, die alle Gewerkschaftsvereinigungen ebenso wie „Dynamo“ und der Zentrale Armeesportklub in jeder größeren Stadt haben. Darüber hinaus und vor allem sollen die Sportvereinigungen darauf hinwirken, „daß jeder arbeitende Mensch unabhängig von seinem Alter oder Beruf in irgendeiner Weise Sport treiben kann“ (so kürzlich der Vorsitzende des Zentralrats von „Trud“).

Das ist eine höchst ehrgeizige und weitgesteckte Zielsetzung. Sie wirft die Frage nach dem Verhältnis von „Breiten-“ und „Spitzensport“ in der heutigen Sowjetunion auf. Um darauf eine Antwort geben zu können, erscheint zuvor eine eingehendere Beschäftigung mit allen gesellschaftlichen bzw. gesellschaftspolitischen Aufgaben notwendig, die dem sowjetischen Sport gegenwärtig gestellt sind.

Gesellschaftspolitische Hauptaufgaben

Aus der Fülle der dazu aus der beiden letzten Jahrzehnten vorliegenden offiziellen Verlautbarungen, die alle inhaltlich und im Grundtenor übereinstimmen, seien hier zwei besonders markante im Wortlaut wiedergegeben. 1964 bekunden Partei und Staat ihren festen Willen und geben die amtliche Devise aus, „Körperkultur und Sport zu einem festen Bestandteil des Lebens des sowjetischen Volkes werden zu lassen, und zwar als Mittel kommunistischer Erziehung, zur Festigung der Gesundheit, zur Vorbereitung auf eine hochproduktive Arbeitsleistung, zur Verteidigung der Heimat und zur Erringung aller Rekorde im Sport... Diese Erziehung erfolgt im Geiste der kommunistischen Ideologie, des sowjetischen Patriotismus und hoher moralischer Prinzipien, die im Kodex der Erbauer des Kommunismus verankert sind.“ Noch knapper, aber nicht weniger anspruchsvoll formuliert 1971 Parteichef Leonid Breschnew auf dem Komso-mol-Kongreß: „Wir müssen die internationale Klasse unseres Sports auch künftig steigern. Das Wichtigste ist jedoch der Massencharakter der Sportbewegung, die Entwicklung der Körperkultur bis zur Erfassung der gesamten Jugend, die Stählung ihres Willens, die psychi-

sche Vorbereitung der Jungen und Mädchen zur Arbeit und zur Verteidigung.“

Dementsprechend lassen sich neben der bereits behandelten Aufgabe, die Arbeitsproduktivität und die Volksgesundheit zu steigern, vier weitere (natürlich eng miteinander verflochtene) Hauptfunktionen von Körperkultur und Sport in der heutigen Sowjetgesellschaft benennen, die uns so spätestens mit der Stalin-Ära, d.h. seit Rußlands Transformation in eine industrielle Leistungsgesellschaft marxistisch-leninistischen Typs, geläufig sind:

1. Erringung von Prestige und internationaler Anerkennung für die Sowjetunion;
2. Vorbereitung auf den Wehrdienst einschließlich paramilitärischer Ertüchtigung;
3. Integration der Bevölkerung, v.a. der Jugend, in das sowjetkommunistische politische und gesellschaftliche System;
4. Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit mit dem Endziel der Hervorbringung des neuen kommunistischen Menschen.

Zur ersten Funktion (Gewinn internationaler Anerkennung) ist erläuternd und kritisch anzumerken: Bei fast jedem Sportereignis von in-

ternationaler Bedeutung — einzige gewichtige Ausnahme ist die Fußballweltmeisterschaft — erringen seit geraumer Zeit Sportler aus sozialistischen Ländern drei Viertel bis vier Fünftel der Medaillen und Siege. Die westliche Presse reagiert darauf häufig recht irritiert und kommentiert mit mehr oder weniger säuerlicher Miene die Erfolge der „Staatsamateure“, die als Beruf „Offizier“, „Student“ usw. angeben. In der Tat ist im Ostblock, darunter auch und gerade in der UdSSR, Sport alles andere als die „schönste Nebensache der Welt“, vielmehr eine Anstrengung besonderer Art, „die eine direkte Propagandaverbindung zwischen den sportlichen Triumphen einerseits und dem Leben ihres gesellschaftlichen Systems andererseits geschaffen hat“ (H. Morton). Sport — diese Funktion ist ebenso offenkundig wie gewichtig — dient als Qualitätsbeweis des eigenen Gesellschaftssystems, zumal dann, wenn es in verschiedenen sonstigen Hinsichten erhebliche Schwächen und Mängel aufweist. Das gilt — last not least — auch für die Sowjetunion. Wenn es trotz des Fleißes und Könnens ihrer Bewohner nicht gelingt, so viele, gute und billige Konsumgüter wie im kapitalistischen Westen zu produzieren, sollen wenigstens um so mehr sportliche Bestleistungen und Goldmedaillen für das System werben. Abgesehen von der sich daraus unbeweisbar ergebenden Notwendigkeit, vorrangig den Hochleistungs- und Spitzensport zu fördern (worauf später näher eingegangen wird), ist mit einem solchen Konzept und einer solchen Politik natürlich auch das Streben nach Stützung und womöglich weiterer Steigerung des Sowjetpatriotismus verbunden, und zwar sowohl bei den aktiven, bei entsprechenden Erfolgen mit hohen Auszeichnungen (bis hin zum Lenin-Orden) dekorierten Sportlern als ganz allgemein in der Bevölkerung, die sich auf diese Weise mit den Leistungen und Ehrungen ihrer Athleten identifizieren kann und soll.

Instrument der Außenpolitik

Eindeutig auf politischen Einfluß und Prestigegewinn in der Außenwelt ausgerichtet ist die Tätigkeit der Sowjetunion in den Gremien des internationalen Sports, darunter nicht zuletzt im IOC. So hat sie — um nur einen wichtigen Vorgang herauszugreifen — die Forderung afrikanischer Staaten, Südafrika und Rhodesien wegen deren Rassenpolitik von

den Olympischen Spielen wie überhaupt vom internationalen Sportverkehr auszuschließen, tatkräftig unterstützt, wesentlich zu deren Annahme im IOC und weitgehenden Durchsetzung in den Fachverbänden beigetragen, um dadurch ihr Ansehen in der Dritten Welt zu erhöhen. Keineswegs nur bei diesem Geschehen, sondern grundsätzlich ist festzustellen: Die Sowjetunion scheut sich nicht, Sport als Instrument der Außenpolitik, als außenpolitisches Druckmittel einzusetzen. Wiederholt hat sie in den letzten Jahren, um ihrem politischen Standpunkt Nachdruck zu verleihen, ihren Athleten die Teilnahme an internationalen Großveranstaltungen untersagt, zuletzt 1979 an den Weltmeisterschaften im Bogenschießen. Dieser Sachverhalt verdient nicht nur im Blick auf die diesjährigen Olympischen Sommerspiele Beachtung. Welchen Auftrag und welchen Stellenwert in der Weltpolitik Moskau dem Sport des eigenen Imperiums unter Einschluß der anderen kommunistisch regierten Länder zuerkennt, unterstreicht im übrigen ein ebenso unmißverständlicher wie selbstbewußter Kommentar aus der sowjetischen Hauptstadt: „Der wachsende Einfluß des sozialistischen Sports auf die Sportbewegung in der Welt“, heißt es darin, „ist eines der besten und wirksamsten Mittel, den Menschen auf der ganzen Welt die Überlegenheit des sozialistischen Systems über den Kapitalismus zu demonstrieren.“

Militärische Bedeutung

Die Stärkung des Patriotismus gehört ebenfalls zu den drei noch nicht näher erläuterten Funktionen, die der sowjetische Sport zu erfüllen hat. Was dabei die Vorbereitung auf den Wehrdienst anbelangt, erfolgt diese einmal im Rahmen des gesamtstaatlichen Fitness-Programms „Bereit zur Arbeit und Verteidigung (GTO)“, dessen spezieller Ausbildungsteil für die Altersgruppe der 16- bis 18jährigen (also unmittelbar vor der Wehrpflicht) mit einem Test zur Zivilverteidigung, einem Gasmaskentraining und einer Schießausbildung eindeutig paramilitärischen Zwecken dient. Unverblümt erklärte 1972 Sportminister S. Pawlow: „Jugendliche, die die GTO-Anforderung erfüllen, treten ihre Wehrpflicht nicht als Neulinge an, sondern körperlich gestärkt und mit einem Grundwissen in der Kriegstechnik und der Handhabung von Waffen.“ Zum anderen, ja ausschließlich widmet sich die seit 1951

bestehende „Freiwillige Gesellschaft zur Unterstützung der Armee, Luftwaffe und Marine“ (russische Abkürzung: DOSAAF) dem ihr 1971 nochmals offiziell erteilten Auftrag, auf der Grundlage der in der Öffentlichkeit, insbesondere in der Jugend nachdrücklich zu propagierenden „heroischen Traditionen des Sowjetvolkes“, „die Qualität der Schulung der Jugendlichen für den Dienst in den Streitkräften zu verbessern und ferner die militärisch-technischen Sportdisziplinen zu fördern“. Nach sowjetamtlichen Angaben werden seit den siebziger Jahren regelmäßig 70 Prozent der eingeschriebenen Mitglieder von DOSAAF in den aktiven Sport überführt, erwerben außerdem praktisch alle Wehrdienstleistenden in der Armee das GTO-Sportabzeichen. Es spricht mithin alles dafür, daß, wie *Sowjetskij Sport* im Februar 1972 stolz verkündet hat, in der heutigen Sowjetunion „Körperkultur und Sport integraler Bestandteil der militärischen Ausbildung geworden sind“, daß „Sport und die Armee untrennbar sind“. Diese im zaristischen Rußland begründete, von Lenin und seinen Nachfolgern zielstrebig fortgeführte und ausgebaut Funktion des Sports hat in der Gegenwart ihre Vollendung erfahren.

Militarisierung des Sports, oder, anders formuliert: die Streitkräfte (mit TsSKA und DOSAAF) als Schule und Heimstätte der Nation für den Sport — das leitet nahtlos über zu der insoweit in einem zentralen Bereich bereits erfüllten Forderung an den sowjetischen Sport, aktiv und nachhaltig zur Integration der Bevölkerung in die bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung beizutragen. Daß eine solche Forderung einen breitgefächerten, keineswegs auf den militärischen Sektor beschränkten Aufgabenkatalog beinhaltet, sei hier anhand von drei wesentlichen Tätigkeits- und Problemfeldern konkretisiert, um nochmals zu zeigen, wie sehr es zutrifft, daß der moderne Sport wie überall, so auch in der Sowjetunion, ein Spiegel der jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklung und der Hauptprobleme, auf das engste mit den politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen verbunden ist, die in der betreffenden Gesellschaft vorherrschen.

Integration im Vielvölkerstaat

Die UdSSR ist bekanntlich, wie schon der Name besagt, ein Vielvölkerstaat, eine Föderation von etwa 130 Nationalitäten teils euro-

päischer, teils asiatischer Herkunft mit bis heute vielfach stark voneinander abweichenden Bestimmungsmerkmalen, was Hautfarbe, Sprache und Kultur, Geschichte, Tradition und Religion anbelangt. Die Unzufriedenheit der Nationalitäten im späzaristischen Rußland war ein wichtiger Faktor, eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Trieb- und Sprengkraft in den Revolutionen von 1905 und 1917. Gewiß hat die Sowjetmacht in vielfacher Hinsicht grundlegend veränderte Verhältnisse geschaffen, aber der Nationalismus großrussischer Prägung ebenso wie die keineswegs immer nur soziokulturellen Autonomiebegehren zahlreicher nichtrussischer Nationalitäten bleiben bzw. sind inzwischen erneut ein „potentieller Unruheherd“ (J. Riordan) im gesellschaftlichen Leben des Gesamtimperiums. Dabei ist zu bedenken, daß sich rein zahlenmäßig erstmalig ein Entwicklungsstand abzeichnet, bei dem Russen und Nichtrussen sich in etwa die Waage halten, wobei die Geburtenzuwachsrate zuungunsten der „staatsragenden“ Russen ausfallen.

Im sowjetischen Sport hat nun die Vielfalt der Nationalitäten einerseits einen bemerkenswerten Reichtum an Stilen und volkstümlichen Eigenheiten hervorgebracht. Verwiesen sei — pars pro toto — auf Ausdruckskraft und Grazie beim Turnen, die dem slawischen Volkstanz entstammen, auf geballtes Konzentrationsvermögen von Kosaken und Balten beim Gewichtheben und auf spezifische Fähigkeiten transkaukasischer und sibirischer Ringer, die in der Unterweisung in jahrhundertalten und weiterhin höchst populären Wettkämpfen vergleichbarer Art ihren Ursprung haben. Andererseits und vor allem vermag Sport in wohl einzigartiger Weise nationale Schranken zu überwinden, und genau deshalb verwenden ihn Partei und Staat sehr bewußt als Integrationsinstrument auf Massenbasis, um die Loyalität gegenüber der UdSSR als Einheit zu festigen. In konsequenter Fortführung und systematischer Erweiterung einer schon im Bürgerkrieg begründeten Praxis wird er dabei mit den ihm eigenen Prinzipien von Leistung und Gleichheit vor allem in den sibirischen und asiatischen Landesteilen zugleich als bedeutendes Modernisierungselement eingesetzt. Im übrigen kommen, was nicht unterschätzt werden darf, in den regelmäßig veranstalteten Massenfestivals, jener eigentümlichen Mischung von sportlichem Wettkampf, gymnastischen Darbietungen, Folklore und

Tanz, auch nationale bzw. Volkstumseigenarten und Geselligkeit zum Zuge. Vorrangig ist und bleibt jedoch die Stärkung des auf die UdSSR als untrennbares Ganzes bezogenen Sowjetpatriotismus, eine immer wiederkehrende, anschließend unter dem Stichwort „Olympiade 1980 in Moskau“ nochmals zu erläuternde Funktion des Sports in diesem imperialen Gebilde.

Nationalismus und Olympische Spiele

Im Zuge, als Ursache wie Folge des Zerfalls einer einheitlichen kommunistischen Weltbewegung sind in ihr überall Kommunismus und Nationalismus eine Symbiose eingegangen, die es rechtfertigt, von „Nationalkommunismus“ als dem inzwischen bestimmenden Grundelement in nahezu allen kommunistisch regierten Ländern und nichtregierenden kommunistischen Parteien zu sprechen. Die Sowjetunion der Stalin- und Nach-Stalin-Ära war zweifellos in vielfacher Hinsicht Wegbereiterin dieses Prozesses. Ihr heutiges politisches System weist „in der orthodox-kommunistischen Verhüllung einen nationalkonservativen Charakter“ (B. Meissner) auf; ein großrussisch normierter Sowjetpatriotismus ist längst unverzichtbarer Bestandteil und wesentlicher Kraftquell der Herrschaftsideologie, die trotz aller Revitalisierungsanstrengungen und gewiß tiefreichenden Indoktrination der Gesellschaft an Erstarrungserscheinungen leidet und bei vielen Langeweile verbreitet.

Der Sport als Handlungsfeld mit weitreichender Ausstrahlungskraft und großer Resonanz erscheint nun als ein vorzüglich geeignetes Vehikel, um den durch einen so hohen politischen Stellenwert ausgezeichneten Sowjetpatriotismus „verinnerlichen“ zu helfen, ihm und damit der Ideologie (neue) Dynamik und Emotionalität zu verleihen. Schon seit geraumer Zeit kommt dabei allem, was mit der diesjährigen Olympiade in Moskau zusammenhängt, eine Schlüsselrolle zu. Auf sie und ihren Inhalt wirft nicht zuletzt ein Vorgang ein bezeichnendes Schlaglicht, der zugleich die Ankündigung der Parteizeitung *Prawda* konkretisiert, den Sowjetbürgern stehe das „Festival der Festivals“ ins Haus: Anfang Oktober 1979 wurden während ihres bereits dritten Allunionstreffens 500 sowjetische Olympiakandidaten auf dem Mamajew-Hügel bei Wolgograd, dem

im Zweiten Weltkrieg erbittert umkämpften Stalingrad, auf Höchstleistungen buchstäblich eingeschworen. Zu den fackeltragenden Sportlern, die sich am Abend auf dem als Gedenkstätte eingerichteten Mamajew-Hügel versammelt hatten, erklang von der Riesenstatue der „Mutter Heimat“ her eine Stimme: „Meine lieben Söhne und Töchter der großen Heimat. Hier auf der geheiligten Erde, nehmt meinen mütterlichen Befehl entgegen: Die Erde der Heldenstadt, das ganze Land hat euch unter sein olympisches Banner gerufen. Die Heimat erweist euch das große Vertrauen, daß ihr ihre sportliche Ehre verteidigt. Denkt immer daran...“. Darauf schwor der Fechter Alexander Romankow für die anderen: „Wenn mir die Verteidigung der sportlichen Ehre der geliebten Heimat auf dem großen Sportfeld — den Olympischen Spielen in Moskau — anvertraut wird, dann werde ich in den Minuten der großen Prüfungen nicht zittern und alle Kräfte restlos zum Ruhm des Sportbanners der Heimat einsetzen.“ Die 500 Sportler im Chor: „Wir schwören es.“

Die auf größte Breitenwirkung in der sowjetischen Öffentlichkeit angelegte Zeremonie, die eine Zeitung den „Olympischen Schwur auf dem Mamajew-Hügel“ nannte, kennzeichnet die Art und Weise, in der Sportler und Bevölkerung auf „ihre“ Olympiade eingestimmt werden: außerordentlich gefühlsbetont und patriotisch überhöht. Überhaupt ist viel getan worden, um — angefangen von der Auswahl des Teddybären Mischa als Olympia-Maskottchen — die Sowjetbürger in die Vorbereitung der Spiele einzubeziehen und um ihnen dabei immer wieder einzutrichtern, was die dreifache Goldmedaillengewinnerin Tamara Press in der *Prawda* so formuliert hat: „Moskau ist zweifellos die größte Sportstadt der Welt geworden. Die Anlagen unserer olympischen Hauptstadt haben in der Welt nicht ihresgleichen.“ Angesichts eines solchen Grundtenors der Olympia-Propaganda ist das erstrebte Ziel klar: Moskau soll etwas in jedem Fall mehr auszeichnen als andere Olympiastädte: ausgeprägter Patriotismus.

Dieses ostentative Bemühen ist ebenso wie der „Mamajew-Schwur“ beredter Ausdruck der grundsätzlichen Einstellung der Sowjetunion zur olympischen Bewegung, entspricht voll ihrem sportpolitischen Kurs im IOC. Als 1971 dessen damaliger Präsident Avery Brundage zwecks „Kosmopolitisierung“ der Olympi-

schen Spiele vorschlug, das Flaggenhissen und Abspielen der Nationalhymne bei der Siegerehrung abzuschaffen, entgegnete *Sowjetskij Sport* (22. 7. 1971) in einem offiziellen Leitartikel: „Man kann nur hoffen, daß die Versuche gewisser Leute . . . das Olympische Ritual zu verändern, scheitern, weil es so glänzend verdeutlicht, daß der Olympische Eid den Athleten verpflichtet, für die Ehre seines Landes zu kämpfen.“ Am liebsten würde man so weit und so stark wie nur irgend möglich diesbezügliche Elemente, die die Spartakiaden auszeichnen, auf die olympische Bewegung übertragen, da man — so 1970 die Zeitschrift *Sport v SSSR* (Sport in der UdSSR) — den Standpunkt vertritt: „Die Befolgung des Rituals, das die Wettkämpfe umgibt, ist genauso wichtig wie Freundlichkeit, Höflichkeit, Fairneß und Hochachtung gegenüber Konkurrenten.“

Es spricht übrigens einiges dafür, daß bei einem ausländischen Boykott der Moskauer Spiele in größerem Maßstab dieser Patriotismus zusammen mit anderen Gründen — wie etwa der Enttäuschung darüber, daß angebotene Gastfreundschaft (die in diesem Lande bekanntlich besonders viel gilt) ausgeschlagen wird, menschliche Kontakte vielfältiger Art, auf die man hoffte und sich freute, ausgerechnet von „draußen“ unterbunden werden — eine recht spontane emotionale Solidarisierung vieler Sowjetbürger mit der Kreml-Führung bewirken würden. Es steht freilich dahin, ob mit Hilfe eines derartigen Solidarisierungs-

effekts wirtschaftliche Schwierigkeiten und Engpässe, insbesondere bei der Versorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern, längerfristig kaschiert oder gar kompensiert werden könnten. Unabhängig davon verweist das zuletzt angeschnittene Thema „Wirtschaftliches und gesellschaftliches Entwicklungsniveau“ auf einen weiteren Bereich, in dem der sowjetische Sport integrierend im Sinne des politischen Systems tätig sein soll.

Zuvor jedoch als Fazit zum ausführlich behandelten Komplex „Nationalismus und Olympische Spiele“ die in diesem Fall unvermeidlichen Fragen: Kann es überhaupt noch einen Zweifel daran geben, daß und in welcher Richtung die Olympische Bewegung rasch und nachhaltig reformiert werden muß? Ist nicht die sowjetische Einstellung und Verfahrensweise Abbild einer im Westen lange und gern geübten Praxis, Abbild unseres eigenen sportpolitischen Fehlverhaltens? Ist es wirklich so aussichtslos, hängt es nicht vielmehr entscheidend mit von unserem ernsthaften Willen ab, daß das zum neuen Geist und Ritual wird, was in dem erstmals nicht nach Nationen und Staatsflaggen getrennten Einzug (und nicht „Einmarsch“) der Athleten zur Schlußfeier der Münchener Spiele 1972 zaghaft zum Vorschein kam? Wird, ja darf die Olympische Bewegung in ihrer bisherigen hypertroph nationalistischen Ausformung überhaupt noch eine Überlebenschance erhalten?

Sport und Freizeitgestaltung der Sowjetbürger

Der sowjetische Sportminister Pawlow hat dem gesamtstaatlichen Fitness-Programm GTO, in dessen Rahmen die meisten Sowjetbürger Sport betreiben und das deshalb als Grundlage des sowjetischen Sportsystems anzusehen ist, folgenden ebenso umfassenden wie bemerkenswerten Auftrag erteilt: „GTO muß die organisierte Freizeit rationaler nutzen, den steigenden Mißbrauch der Freizeit bekämpfen, die Disziplin am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit festigen helfen und die Erziehungsarbeit unter den jungen Leuten verbessern.“ Auch hierin spiegelt sich der allgemeine Entwicklungsstand der heutigen Sowjetgesellschaft sehr konkret wider. Dazu nur einige stichwortartige Bemerkungen bzw. kurze Schlaglichter, die indessen die von Paw-

low angesprochene Problemlage genügend erhellen dürften: Inzwischen leben über 60 Prozent der sowjetischen Bevölkerung in Städten, 1927 waren es ganze 18 Prozent. Die Schwierigkeiten durch die rasch weiter zunehmende Urbanisierung werden durch eine häufig kurzsichtige Städte- und nach wie vor unzureichende Wohnungsbaupolitik noch verschärft. Dazu gehört auch, daß in die Planungen die notwendigen Flächen für Sportanlagen häufig nicht miteinbezogen werden. Zugleich sind, jedenfalls im Vergleich zur Stalin-Ära, privater Wohlstand und private Konsumbedürfnisse spürbar gestiegen, hat sich ferner das Verhältnis von Arbeit zu Freizeit tiefgehend verändert. Seit 1967 gibt es auch in der Sowjetunion die fünftägige Arbeitswoche.

Durch von oben angeordnete Begrenzung der politischen Versammlungen aller Art in den Fabriken und Büros wurde die „Arbeits-Dauer“ zusätzlich verkürzt. Dies alles, insbesondere das lange Wochenende, hat das Freizeitverhalten zumindest des städtischen Sowjetbürgers nachhaltig beeinflusst und gewandelt. Zu dem seit eh und je vorhandenen Bedürfnis, die private Freizeit in kleinen Gruppen, in erster Linie der Familie, zu verbringen, gesellt sich das in schon recht hohem Ausmaß verwirklichte Bestreben, sich außerhalb der Stadt bei Camping, Angeln, Jagen und Bergsteigen, Wasser- und Wintersport zu erholen. Die privaten Ausgaben für die entsprechende Ausrüstung nehmen zu, ebenso im letzten Jahrzehnt der Tourismus. „Kollektive“ Freizeitbeschäftigungen mit aktiver eigener Beteiligung stoßen dagegen auch im Sport, jedenfalls soweit sie von oben organisiert oder gar angeordnet sind, auf wenig Interesse. Als Zuschauer ist man freilich häufig und gerne dabei, ganz besonders bei Pferderennen, die — ganz sicher wegen des Wettbetriebs — womöglich noch populärer sind als Fußballspiele. Das Moskauer Hippodrom, in dem an drei Tagen in der Woche Rennen stattfinden, lockt sonntags regelmäßig 13 000 Besucher an.

Diese ganze Entwicklung, die in vielem einen in westlichen Industriegesellschaften schon länger und intensiver ablaufenden Prozeß nachvollzieht, beunruhigt die Partei offensichtlich sehr, steht sie doch in deutlichem Gegensatz zu ihrer traditionellen Leitvorstellung und Praxis, öffentliche und kollektive Freizeit- und Erholungsformen zu fördern und auszubauen, um auch auf diesem Wege einen lenkenden und kontrollierenden Einfluß ausüben zu können. Seit die Arbeiter und Angestellten ein langes Wochenende und somit mehr Freizeit haben, die sie entsprechend ihren individuellen Neigungen nutzen können, machen sie jedoch davon und von den Angeboten der Sportvereinigungen und Gewerkschaften, der Sportklubs und der Betriebskollektive immer weniger Gebrauch; sogar der Besuch der öffentlichen Parks und Spielplätze in den großen Städten scheint rückläufig zu sein. Summa summarum: Auch in der Sowjetunion geht inzwischen, bis hin zum Sport, der Trend eindeutig zur privaten Freizeitgestaltung. Damit aber wird das politische System, der kommunistische Einparteienstaat, mit der für ihn sehr ersten Frage konfrontiert, ob seine Bürger ihre Freizeit, über die sie vergleichsweise frei ver-

fügen können, wirklich „sinnvoll“, „gesellschaftlich nützlich“ in seinem Sinne verbringen. Die neue Verfassung der UdSSR vom Oktober 1977 dürfte höchstens insofern Handhaben zum Eingreifen bieten, als Artikel 41 ausdrücklich und kaum zufällig im Zusammenhang mit dem Recht auf Erholung für alle Sowjetbürger die Entwicklung des Massensports und der Körperkultur garantiert.

Ist es angesichts einer solchen Lage verwunderlich, daß offiziell alles versucht wird, um die Freizeitgestaltung nicht sich selbst zu überlassen, daß man gegen das „irrationale“, „privatisierende“ und „exhibitionistische“ Freizeitverhalten von Sowjetbürgern massiv zu Felde zieht *und* daß der Sportminister — wie eingangs zitiert — dem GTO-Programm neue Aufgaben zuweist und neue Impulse geben will? Einiges spricht dafür, daß den offiziellen Anordnungen und Anstrengungen bislang kein wirklich durchschlagender Erfolg beschieden gewesen ist. So erwarben 1976 nur 1,5 Prozent aller Arbeiter, die älter als 35 Jahre waren, noch ein GTO-Sportabzeichen, und selbst unter den Studenten am Pädagogischen Institut für die Region Moskau waren es zwischen 1969 und 1971 nicht mehr als 12 bis 15 Prozent. Noch gewichtiger erscheint eine offizielle Verlautbarung des Komsomol aus dem Jahre 1972, daß nach einer von ihm veranlaßten Erhebung „nur einer von zehn jungen Arbeitern und Bauern regelmäßig Sport betreibt“, zumal zahlreiche in den siebziger Jahren von sowjetischen Soziologen auf Mikroebene durchgeführte Untersuchungen die Annahme zwingend nahelegen, daß dies für die tatsächliche sportliche Betätigung der sowjetischen Bevölkerung insgesamt gilt. Aber nicht nur Indolenz und Inaktivität sind als Belege zu nennen, sondern auch eine erst recht bemerkenswerte sportliche Aktivität von Arbeitern wie von Kindern, weil sie in erster Linie darauf abzielt, bloß dem staatlich organisierten Sport in ihrem Land zu entgehen, in dem mit einem — offiziell — lückenlosen Netz jede Art von sportlicher Betätigung kontrolliert wird. Ein solches spontanes sportliches Tun aus reinem „Spaß an der Freude“ ist freilich fast nur in Disziplinen möglich, die (noch) nicht Bestandteil des Katalogs für eine Selbstdarstellung der UdSSR auf dem internationalen Parkett sind.

So hat das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) Ende Januar 1980 Aufnahmen von einem völ-

lig „unorganisierten“ Rugbyspiel zweier Mannschaften auf dem halb zugeschnittenen Aschenplatz einer Fabrik irgendwo in der russischen Provinz ausgestrahlt, von zwei Mannschaften, deren alleiniges Motiv der Spaß am Spiel war, den sie an einem grauen Sonntagvormittag hatten. Ähnliches gilt für die gar nicht so seltenen Wettkämpfe zwischen von Kindern aus eigenem Antrieb gebildeten Wohnblock- und Straßenmannschaften in Fußball und Eishockey; diese Wettkämpfe werden freilich meist sehr rasch durch den Komsomol und andere offizielle Instanzen, die nach sportlichen Talenten Ausschau halten, in „geordnete“, d.h. von

oben organisierte und kontrollierte Bahnen gelenkt. Gewiß darf man die gerade skizzierten Erscheinungen in ihrer Bedeutung nicht überschätzen. Aber sie gehören offensichtlich ebenso zur gesellschaftlichen Wirklichkeit von Sport und Körperkultur in der heutigen Sowjetunion wie die angestrebten Bemühungen von Partei und Staat, sie zu beseitigen oder in ihrem Sinne zu kanalisieren. Offenbar schlägt sich die UdSSR trotz großangelegter Sportförderung, der „Sportpflicht“ in Schulen und Betrieben und trotz ihres Massensport-Engagements mit den gleichen Zivilisationsproblemen herum wie die westliche Welt.

Beitrag zur Formung der „sozialistischen Persönlichkeit“?

Ist damit die grundlegende und umfassendste gesellschaftliche Aufgabe, die dem sowjetischen Sport gestellt ist, nämlich zur Formung der sozialistischen Persönlichkeit, zur Hervorbringung des neuen kommunistischen Menschen beizutragen, von vornherein zum Scheitern verurteilt? Bei der Beantwortung scheint Vorsicht geboten — nicht nur deshalb, weil die Partei keinen Zweifel daran läßt, daß für sie Körperkultur und Sport wichtige, ja unverzichtbare Mittel „der Erziehung des neuen Menschen“ sind, „der in sich seelischen Reichtum, moralische Reinheit, und körperliche Vollkommenheit vereint“ (Programm der KPdSU 1976), und weil sie damit einer aus mannigfaltigen — vorrevolutionären russischen, marxistischen, skandinavischen und deutschen — Wurzeln entstammenden Theo-

rie und einer seit Lenin geübten Praxis folgt, die längst als selbstverständlich und unaufgebar gelten. Entscheidend ist vielmehr dies: „Ein dichtes Angebotsspektrum (in den Bereichen Körperkultur und Sport) begleitet den Menschen durch das ganze Leben: zu Hause, im Kindergarten, in der Schule, an der Universität, in der Fabrik, im Büro und in der Landwirtschaft. Jemand, der seine körperliche Entwicklung vernachlässigt, wird nur als ‚halbe‘ Persönlichkeit angesehen, ganz genauso wie jemand, der seine geistige Entwicklung nicht fördert“ (J. Riordan). Sport ist ein allgemein anerkannter und — dies im Unterschied etwa zur Bundesrepublik — völlig gleichberechtigter Faktor der Bildung in der heutigen Sowjetgesellschaft, *und* er ist schon dadurch ein Faktor, der sozialen Aufstieg ermöglicht.

Der Massensport

Dies wiederum führt nach Zurücklegen einer zugegeben langen, aber wohl kaum überflüssigen Wegstrecke zwangsläufig und endgültig zum „Leistungs-“ bzw. „Spitzensport“, und das heißt auch zum „Breiten“ bzw. „Massensport“ als den beiden Elementen des sowjetischen Sportsystems, die es inhaltlich strukturieren. Die Vereinigung beider findet — um das vorwegzunehmen — in den Spartakiaden statt. Sie hatten von Anfang an und haben bis heute zwei Hauptaufgaben: Einmal sind sie ein Mittel, um in den Ausscheidungskämpfen auf den unteren Ebenen Millionen Sowjetbürger für

eine systematische Betätigung in Körperkultur und Sport zu gewinnen. Die zweite, nicht minder wichtige Aufgabe besteht darin, junge talentierte Athleten für den Hochleistungssport aufzuspüren und ins Blickfeld zu rücken. Bezeichnenderweise stand die letzte, 1979 beendete Spartakiade, zu deren Finalkämpfen wohl mit Blick auf die Olympiade 1980 in Moskau erstmals und vielleicht einmalig — sieht man von der 1928 bewußt als Gegenolympiade aufgezogenen Völkerspartakiade ab — ausländische Sportler eingeladen wurden, unter dem Motto „Vom Massensport zum Hochleistungs-

sport". Und so wie bei den Spartakiaden geht es im sowjetischen Sportsystem generell, jedenfalls vom Anspruch her, stets um beides: Sowohl die Betätigung der Massen (russ. mas-sowost) als auch Spitzenleistungen (russ. masterstwo) sollen in gleicher Weise gewährleistet sein.

Für die Erfüllung des erstgenannten Auftrags ist hauptsächlich die schon wiederholt apostrophierte GTO-Ertüchtigungsbewegung zuständig, die seit März 1972, als ihr aus der Stalin-Zeit stammendes Programm und ihr Aufgabenbereich entsprechend erweitert wurden, „die ganze Bevölkerung des Landes von 10 bis 60 Jahren“ erfaßt. Die erste Gruppe bilden Jungen und Mädchen von 10 bis 13 Jahren, die zweite Gruppe die 14- bis 15jährigen, die dritte Gruppe Jugendliche von 16 bis 18 Jahren, die vierte Gruppe Frauen von 19 bis 34 und Män-

ner von 19 bis 39 und die fünfte Gruppe Frauen von 35 bis 55 sowie Männer von 40 bis 60 Jahren. Eine einerseits sehr genaue, andererseits breit gefächerte Skala von zu erfüllenden Minimalanforderungen für GTO-Teilnehmer in jeder der fünf Altersgruppen zielt darauf ab, den „Allroundsportler“ zu fördern, d. h. sportliche Fähigkeiten in verschiedenen Sportarten und darüber hinaus — abgesehen von der schon skizzierten Wehrtüchtigung der 16- bis 18jährigen männlichen Jugendlichen — Grundkenntnisse in Gesundheitserziehung, Hygiene und Erster Hilfe zu vermitteln. Neben den Wehrdienstleistenden sind es vornehmlich Schulkinder, die die geforderten GTO-Leistungen erbringen. Sie stellten in der UdSSR 1974 über die Hälfte der GTO-Sportabzeichenträger, etwa 43 Prozent aller regelmäßig Sporttreibenden und einen hohen Anteil der Leistungssportler.

Der Spitzensport

Für diesen zweiten Bereich des „masterstwo“ liefert das einheitliche, ebenfalls schon in den dreißiger Jahren geschaffene Klassifikationssystem die allgemeinen wie speziellen Bestimmungen. Es enthält zur Messung und Förderung des Leistungssports einen umfangreichen Katalog von Leistungsanforderungen, Klassifizierungsstufen und Titeln, die einander zugeordnet sind. Orientiert am Niveau der Weltspitze, werden die Anforderungen jeweils entsprechend dem olympischen Vierjahreszyklus überprüft und neu für die einzelnen Klassifizierungsstufen festgelegt. Für die erreichten Klassifizierungsstufen gibt es Titel, die beim „Juniorensportler der Leistungsklassen I, II und III“ beginnen und beim „Meister des Sports der UdSSR internationaler Klasse“ enden. Außerdem wird an besonders erfolgreiche Sportler der 1934 geschaffene Ehrentitel „Verdienter Meister des Sports“ verliehen; Trainer der UdSSR bzw. der Unionsrepubliken können entsprechende Titel erhalten.

In dieses — hier natürlich nur umrißhaft gekennzeichnete — Sportklassifizierungssystem gelangten nach der amtlichen Statistik 1975 aufgrund der von ihnen erbrachten Leistungen über 17 Millionen Athleten, von denen nicht weniger als 7 237 den zweithöchsten, auf Lebenszeit vergebenen Titel „Meister des

Sports“ erhielten. Erreicht wurde — und gewiß noch ausbaufähig ist — der sich darin manifestierende, quantitativ wie qualitativ hochentwickelte Stand im sowjetischen Leistungssport, auf dem seine großen internationalen Erfolge ganz wesentlich beruhen, mit Hilfe eines ebenso ausgefeilten Systems der Talentsuche und -förderung, in dem sportwissenschaftliche Forschungsinstitute und sportmedizinische Einrichtungen mit von ihnen erarbeiteten speziellen Testvorrichtungen und neuartigen Trainingsmethoden eine bedeutende Rolle spielen.

Seine wichtigsten Organe und zugleich sein Dreh- und Angelpunkt sind indessen die in der Form einer sechsstufigen Pyramide aufgebauten schulischen Ausbildungsstätten für den talentierten Nachwuchs in vorrangig bis ausschließlich olympischen Sportarten. 5 000 Kinder- und Jugendsportschulen bilden die Basis. Sie wurden 1979 von über 750 000 Jungen und Mädchen außerhalb ihrer normalen Schulzeit besucht. Das Aufnahmealter liegt in der Regel bei elf Jahren, bei einzelnen Sportarten wie etwa Turnen, Schwimmen, Eiskunstlauf oder Fußball jedoch mit fünf bis sieben Jahren erheblich darunter, bei anderen wie Radfahren und Eisschnellauf mit dreizehn bis vierzehn Jahren auch darüber. Den gleichen

Charakter von schulischen Sportvereinen oder -klubs haben auf der nächsten Pyramidenstufe die besonders gut ausgestatteten und erfolgreichen, auf eine (olympische) Sportart spezialisierten Kinder- und Jugendsportschulen, an denen mehr als die Hälfte der 60 000 hauptamtlichen Trainer tätig ist, sowie auf der vierten bzw. fünften Stufe die Leistungssportschulen bzw. die Höheren Leistungssportschulen für die Altersgruppe der Sechzehn- bis Achtzehnjährigen. Nach dem Modell von Schulen, an denen schwerpunktmäßig Fremdsprachen gelehrt werden, sind auf der dritten Stufe sportorientierte Ganztagschulen eingerichtet worden; hier erhalten schulpflichtige Kinder (ab sieben Jahren) aus dem jeweiligen unmittelbaren Wohngebiet neben dem normalen Unterricht eine besondere Sportausbildung.

An der Spitze der Pyramide stehen (gegenwärtig) 26 Sportinternate. Das erste wurde, übrigens nach DDR-Vorbild, 1962 in Taschkent gegründet; heute besitzen alle fünfzehn Unionsrepubliken sowie mehrere Großstädte, darunter Moskau und Leningrad, eine solche Einrichtung. Nachdem diese Heimschulen, die ihre Zöglinge (Aufnahmealter sieben bis zwölf Jahre) zu außergewöhnlichen Leistungen in mindestens einer Sportart *und* zu einem Abitur von überdurchschnittlichem Niveau führen sollen, vor allem im Anfangsstadium teilweise heftiger Kritik in der sowjetischen Öffentlichkeit ausgesetzt und bei den betroffe-

nen Eltern höchst unpopulär waren, scheinen sie inzwischen, nicht zuletzt aufgrund überzeugender Erfolge in beiden Bereichen, weitgehend anerkannt und fest etabliert zu sein. Mit dem ihnen klipp und klar erteilten Auftrag, Olympiasieger zu „produzieren“, sind sie zweifellos typischer Ausdruck des Bemühens, „in einem auf Planung beruhenden Gesellschafts- und Sportsystem die Mittel zu konzentrieren, um einen maximalen Erfolg gewährleisten und an der Weltspitze mithalten zu können“ (J. Riordan).

Genau geplant und festgelegt sind auch Ausbildung und Einsatz der Ausbilder, ohne die der spektakuläre Aufstieg der Sowjetunion zur sportlichen Weltmacht kaum möglich gewesen wäre. An weit über 200 Hoch- oder Fachschulinstiuten werden in speziellen vier- bis fünfjährigen Ausbildungsgängen die Trainer, von denen 1977 60 Prozent ein Hochschulstudium absolviert hatten, sowie die Lehrer für Körperkultur in Schulen, Sportvereinigungen, Fabriken, Kolchosen usw. auf ihre verantwortungsvolle Tätigkeit vorbereitet. Bei der Betreuung bevorzugt werden einmal mehr die Leistungssportler; für höchstens zwölf, durchschnittlich sieben, häufig auch nur drei von ihnen, steht, sofern sie der ersten (also obersten) Klassifizierungsstufe angehören, jeweils ein eigener Trainer zur Verfügung, der in der betreffenden Disziplin selbst die Anforderungen der 1. Klasse erfüllt haben soll.

Zum Verhältnis von Spitzen- und Massensport

Die weitgesteckten Ziele, hohen Investitionen und außerordentlichen Anstrengungen im Leistungssport legen die Frage nach dessen Verhältnis zum Massensport in der heutigen Sowjetunion fast zwingend nahe. Sämtliche offiziellen Auskünfte und Stellungnahmen besagen, der „Sport für alle“ habe selbstverständlich und uneingeschränkt den Vorrang vor der „Talentförderung der wenigen“. In der Tat ist es weiterhin erklärte Absicht des Systems, eine Sportpolitik nach dem Motto „An Körperkultur und Sport soll keiner vorbeikommen“ zu betreiben, eine Politik, die das in Artikel 41 der UdSSR-Verfassung garantierte Bürgerrecht auf Sport sogleich zur sozialistischen Bürgerpflicht macht. Außerdem ist natürlich zu berücksichtigen, daß ohne Breitensport

keine Talentsuche und damit kein Leistungssport, jedenfalls in dieser Größenordnung, möglich wären.

Dessenungeachtet besteht — darin stimmen die freilich nicht sehr zahlreichen westlichen Experten (analysen) überein — ein unübersehbares „Mißverhältnis zwischen horizontaler und vertikaler Körperkultur-Entwicklung in der Sowjetunion“ (N. Shneidman), wird der Massensport keineswegs nur aus finanziellen Gründen, d. h. wegen fehlender Mittel, zugunsten des Hochleistungs- und Spitzensports stark benachteiligt. Was hier vor allem zum Tragen kommt, ist vielmehr jene seit Stalins „Revolution von oben“ auf breiter Front praktizierte Gesellschaftspolitik, die mittels hoher Leistungsanforderungen und -anreize — man

könnte fast sagen: durch Verabsolutierung des Leistungsprinzips — funktionstüchtige Eliten vom industriellen Facharbeiter über die technisch-wissenschaftliche Intelligenz bis hin zum Spitzensportler hervorzubringen bzw. zu erhalten trachtet. Auch und gerade Spitzensportler können und sollen — wie Kosmonauten, Wissenschaftler, Künstler und andere „führende Persönlichkeiten“ — zur Nachahmung anregende Vorbilder für die Jugend sein und für das System, das sie hervorgebracht hat, werben. Deshalb genießt Leistungssport die gleiche Anerkennung wie jeder andere gesellschaftliche Tätigkeitsbereich, und deshalb ist er ein Beruf wie jeder andere auf dem im weitesten Sinne kulturellen Sektor. Die — wie wir alle wissen — längst fragwürdige Unterscheidung zwischen „Amateuren“ und „Professionals“ im Hochleistungs- und Spitzensport ruft in der Sowjetunion (durchaus zu Recht) nur Kopfschütteln hervor; man berücksichtigt sie lediglich durch eine entsprechend deklarierte „berufliche“ Absicherung der eigenen Sportler, um bei Olympiaden und anderen internationalen Amateur-Titelkämpfen in den Hauptsportarten mit den leistungsstärksten Kräften antreten zu können.

Die berufliche und finanzielle Sicherstellung des Hochleistungssportlers ist sowieso selbstverständlicher Bestandteil des auch insoweit auf Planung, Lenkung und Vorsorge bedachten Systems. Der Athlet be- oder erhält nominell seine Anstellung und sein Gehalt als Berufssoldat, Milizangehöriger, Lehrer, Journalist, Ingenieur usw., und ihm winken für sowjetische Verhältnisse bekanntlich sehr wertvolle „Prämien“: ein Auto, ein Ferienplatz an der Sonne des Schwarzen Meeres, eine Wohnung oder gar eine Datscha. Alle Träger des Lebenszeittitels „Meister des Sports“, und das sind, wie wir gesehen haben, viele tausend Leistungssportler, beziehen außerdem monatlich 30 Rubel Ehrensold, also rund 20 Prozent eines normalen Arbeiterlohns. Es ist daher weder Zufall noch Wildwuchs, sondern systemkonform und -gewollt: Erfolgreiche Leistungssportler „gehören zu den bestbezahlten Gruppen im Lande, und ihr Einkommen ist mindestens doppelt so hoch wie das Durchschnittseinkommen eines Sowjetbürgers“ (N. Shneidman), ganz zu schweigen von der Aussicht bzw. dem Vorrecht, ins westliche Ausland reisen zu dürfen und auch dadurch in den Genuß von Vergünstigungen zu gelangen, von denen der sowjetische Normalbürger nur träumen

kann. Nach dem Ende ihrer aktiven Laufbahn wird großzügig für das weitere Fortkommen der Hochleistungssportler gesorgt, sei es durch verbesserte Positionen oder Aufstiegsmöglichkeiten bei der Rückkehr in den alten Beruf, sei es durch Bevorzugung beim Studium oder einer anderen Fachausbildung; nicht wenige werden Trainer, die je nach Qualifikation, Dienstjahren, Ehrentiteln und natürlich Erfolg zwischen 170 und 300 Rubel, als Spitzenkräfte sogar bis zu 400 Rubel im Monat verdienen (zum Vergleich: das Monatsgehalt eines Lehrers beträgt nur 120, eines Busfahrers 180, eines Hochschullehrers 200 Rubel).

Fazit: In einer, was theoretischen Anspruch und politisch-ideologisches Selbstverständnis anbelangt, klassenlosen Gesellschaft sind Olympiasieger, Welt- und Europameister und ähnlich hochkarätige Spitzensportler analog den Eliten in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft usw. ganz einfach eine Klasse für sich. Ebenfalls entsprechend den Regeln des Gesamtsystems schließt ihre Privilegierung freilich Verpflichtungen in sich ein, zu denen nicht nur ständiger Leistungsnachweis und sportgemäßes Auftreten, sondern auch aktive Beteiligung am politischen und kulturellen Leben gehören. Wer dagegen verstößt bzw. den Verpflichtungen nicht hinreichend nachkommt, kann nach eigens dafür erlassenen und gar nicht so selten praktizierten Vorschriften im Klassifizierungssystem zurückgestuft werden und Vergünstigungen teilweise oder ganz verlieren. Jeder Spitzensportler hat eben mit seinem „Beruf“ sein Land und dessen politische und gesellschaftliche Ordnung vorbildlich zu repräsentieren.

In alledem tritt nochmals die innen- wie außenpolitische Funktion des sowjetischen Sports als Leistungs- und Spitzensport klar zutage. Aus den in unserer Skizze mehrfach genannten und erläuterten Gründen wird sich auch künftig weder daran noch am Vorrang des Leistungssports vor dem Massensport sehr viel ändern. Allerdings hat die sowjetische Führung der Sportbewegung sehr weitgesteckte Zielvorstellungen verordnet: Nach dem — auch das ist bezeichnend — allgemeinen Perspektivplan für die *Volkswirtschaft* sollen bis 1990 nicht weniger als 85 bis 90 Millionen Sowjetbürger, also fast doppelt so viele wie gegenwärtig, regelmäßig und aktiv Sport treiben — schon Ende 1980 sollten es 55 bis 57 Millionen (so Pawlow im Herbst 1977) sein — und

20 Millionen jährlich die Bedingungen des GTO-Programms erfüllen. Während die zuletzt genannte Zahl realistisch erscheint, da sie schon 1975 zum ersten Male fast erreicht wurde, ist die Einlösbarkeit der ersten und hauptsächlich Planvorgabe skeptisch zu beurteilen, nahmen doch — wie ebenfalls aus sowjetischen Quellen hervorgeht — in den siebziger Jahren nur drei Prozent der über 40jährigen und selbst von den Schulkindern nur 20 Prozent an regelmäßigen Übungen in Sport und Körperkultur teil. Überhaupt läßt die Qualität des normalen, wöchentlich nur zweistündigen Sportunterrichts an den sowjetischen Schulen häufig viel zu wünschen übrig, und der studentische Pflichtsport mit insgesamt 140 Übungsstunden in den ersten beiden (von in der Regel vier bis fünf) Studienjahren wird von den 4¹/₂ Millionen Studierenden von Region zu Region, Hochschule zu Hochschule höchst unterschiedlich wahrgenommen.

Nicht zu übersehen ist schließlich die nach wie vor unbefriedigende Lage auf dem Lande. Die Behauptung einer sowjetischen Zeitschrift (aus dem Jahre 1972): „Der Sport ist längst Bestandteil des Alltags der Landbewohner geworden“, wird durch offizielles statistisches Material insofern relativiert, wenn nicht widerlegt, als von den 52 Millionen Sowjetbürgern, die gegenwärtig als Sportler (im weitesten Sinne) einzustufen sind, kaum mehr als 12 Millionen, also weniger als ein Viertel, zur ländlichen Bevölkerung gehören und in vielen Landgebieten ein erheblicher bis totaler Mangel an Sportanlagen, sonstiger materieller Sportausstattung und an Sportlehrern besteht. Inwieweit hier, noch dazu angesichts mit Si-

cherheit weiterhin knapper finanzieller Mittel, relativ kurzfristig, nämlich bis 1990, in dem erstrebten Ausmaß Abhilfe geschaffen werden und damit ein durchgreifender Wandel der jetzigen Lage eintreten kann, erscheint zumindest fraglich, vom Erreichen des in einigen entwickelten Industriegesellschaften des Westens schon jetzt vorhandenen Niveaus ganz zu schweigen, das etwa in der Bundesrepublik Deutschland inzwischen durch die höchste Dichte von Sportvereinsmitgliedschaften und -aktivitäten auf dem Lande (in Dörfern und Kleinstädten) gekennzeichnet ist.

Soviel läßt sich jedoch unschwer voraussagen: Sport wird in der Sowjetunion weiterhin keineswegs als zweitrangiges Hilfsmittel, sondern als wichtiger, wegen seiner Eigendynamik freilich genau zu kontrollierender Faktor angesehen und eingesetzt werden, um den Modernisierungs- und Integrationsprozeß der Gesellschaft auf sozialistisch-kommunistischer wie nationalistisch-sowjetischer Grundlage auch künftig voranzutreiben mit einer Funktionszuweisung für Sport und Körperkultur, deren Prioritätenskala unverändert Militarisierung, Sozialdisziplinierung und allgemeine Effektivitätssteigerung, Formung der sozialistischen Persönlichkeit, Freizeit- und Erholungsgestaltung sowie — last not least — Systemstützung durch Höchstleistungen im internationalen Kräftemessen umfaßt. Deshalb hatte und insoweit behält dieses soziale Subsystem und Handlungsfeld in der UdSSR seinen präzise bestimmbaren und im Vergleich zu westlichen Industrieländern auffallend hohen Stellenwert.

Schlußfolgerungen

Ein kurzer kritischer Rückblick auf die historische Entwicklung und die aktuelle Lage von Sport und Körperkultur im ersten und bis heute mächtigsten Land, das von Kommunisten regiert wird, legt einige Schlußfolgerungen, Einsichten und Fragen nahe, die vorwiegend der Sowjetunion selbst gelten, teilweise jedoch über sie hinausweisen. Sie lassen sich in sechs Punkten zusammenfassen, von denen der erste direkt an die dem Sowjetsport gerade gestellte Prognose anknüpft:

1. Sport besitzt in der Werthierarchie einer Gesellschaft sowjetischen Typs deshalb einen so hohen Stellenwert, Handlungen im Rahmen des Sports werden deshalb von und in ihr so positiv sanktioniert, weil sie zur Stabilität, Strukturbewahrung und Funktionalität des Gesamtsystems in hohem Maße beizutragen vermögen. Genau deshalb ist der Leistungssport das Kernstück sowjetsozialistischer Körperkultur, ist das Leistungsprinzip ihr Dreh- und Angelpunkt. Stets und vor allem geht es

darum, mehr zu leisten, etwas immer weiter zu steigern und zu verbessern: die Gesundheit, die Arbeitsproduktivität, den gesellschaftlichen Nutzen von Erholung und Freizeit, die Wehrkraft, den Sowjetpatriotismus, die sozialistische Persönlichkeit, die gesamtstaatliche Einheit, das internationale Prestige. Insoweit gibt es keinen privaten Freiraum für den Sport.

2. Andererseits hat die rigorose Anwendung eines derart gesteigerten und auch übersteigerten Leistungsprinzips in Verbindung mit dem Gleichheitsgrundsatz als weiterem Strukturprinzip des Sports zu zwei in jedem Fall positiv zu bewertenden Ergebnissen geführt, deren gesellschaftliche Bedeutung ebenfalls nicht unterschätzt werden darf: Einmal handelt es sich um die Anerkennung des Sports als eines grundsätzlich und tatsächlich gleichberechtigten Faktors bzw. Faches im Bildungswesen, das dadurch an sozialer Offenheit und Chancengleichheit gewinnt; und nicht zuletzt daraus ergibt sich zweitens, daß Hochleistungssport inzwischen ganz selbstverständlich (man denke an die völlige entgegengesetzte Ausgangslage der zwanziger Jahre!) als Beruf (auf Zeit) mit entsprechender, oft recht hoher Bezahlung (nebst sonstigen Vergünstigungen) angesehen wird. Niemand kommt bei einem ähnlich hoch bezahlten Künstler auf den Gedanken, „daß damit die Kunst entwertet... wird. Warum soll es dann bei Sport unbedingt der Fall sein?“, fragt mit Recht Christian von Krockow. Mit anderen Worten: In der Sowjetunion hat man aus der „Professionalisierung“ des Hochleistungssports, die allein schon der rapide gestiegene Zeitaufwand für ein intensives Training unumgänglich macht, eine vernünftige und glaubwürdige Konsequenz gezogen; man braucht sich nicht — außer gezwungenermaßen im internationalen Sportverkehr — mit dem Problem des Scheinamateurs herumzuschlagen; und man scheint auch mit dem Starkult insgesamt besser als im Westen fertig zu werden, wenngleich gewisse Auswüchse bestehen, insbesondere im Fußball und (neuerdings) im Eishockey, die gewiß mehr als bloße Randerscheinungen, weil immer wieder Gegenstand heftiger Kritik in den sowjetischen Medien sind.

3. Zweifellos haben die (unter 1. und 2.) genannten allgemeinen Prinzipien, gesellschaftspolitischen Funktionen und beruflichen Möglichkeiten den enormen Auf-

schwung der Sportbewegung in der UdSSR während der letzten Jahrzehnte in erster Linie bewirkt. Die Gründe, die gemeinhin für das ja weltweit so stark gestiegene Sportinteresse ins Feld geführt werden, nämlich: Sport als Geselligkeit (innerhalb wie außerhalb eines Vereins bzw. vergleichbaren Kollektivs) und als private Freizeitbeschäftigung, Sport als Betätigung „zur Ausgrenzung aus der Welt des Ernstes, der innerweltlichen Sorge“ (Chr. von Krockow), kurzum, der allen zugängliche und verständliche Sport als Ausgleich und Kompensation für das Ausgeliefertsein an eine kaum mehr durchschaubare industrielle Arbeits- und Lebenswelt — derartige Gründe spielen demgegenüber, jedenfalls bislang, nur eine untergeordnete Rolle. Erst in jüngster Zeit sind, wie zu zeigen versucht wurde, angesichts des erreichten gesellschaftlichen Entwicklungsstandes im Sowjetsozialismus in diese Richtung weisende Motivationen als Verursacher von Sportaktivitäten konkret nachweisbar.

4. Wie überall in der Welt des Industriezeitalters ist in der Sowjetunion Sport integraler Bestandteil ihrer politischen Kultur. In klarer Absage an die von der Proletkult-Bewegung erhobene Forderung, eine nichtbürgerliche „proletarische Kultur“ und damit auch einen nichtbürgerlichen „proletarischen Sport“ hervorzubringen, hat den ihr grundsätzlich und allgemein vorgeschriebenen Kurs bereits Lenin 1923 mit der lapidaren Feststellung umrissen: „Für den Anfang sollte uns eine wirkliche bürgerliche Kultur genügen.“ In der Tat galt, wie Dietrich Geyer in unmittelbarer Anknüpfung an diesen Ausspruch Lenins betont hat, „die Kulturbewegung des Sowjetsozialismus... fortan der Eroberung der bürgerlichen Kultur für Rußland: Kultur im Sinne positiver Kenntnisse, technischer Fertigkeiten, materieller Errungenschaften, Kultur nicht zuletzt auch als Problem der Macht“.

Kultur und damit auch Sport als Problem der Macht! Dieses Stichwort weist (einmal mehr) auf den durch und durch instrumentalen Charakter des sowjetischen Appells zur Rezeption und Weiterentwicklung bürgerlicher Kultur unter Einschluß des Sports hin. Er erklärt ferner, warum das originäre Kultur- und Sportkonzept der Proletkult-Bewegung zum Scheitern verurteilt war. In seiner Einbettung in das marxistisch-leninistische Industrialisierungs- und Modernisierungsprogramm ver-

deutlich es schließlich, daß und wie sehr auch in der Sowjetunion das Industrielle und der Sport zeitlich, struktural und in der Zielsetzung aufeinander bezogen sind. Für den Sport heißt das, wie das sowjetische Beispiel ebenfalls lehrt: Leistung, Konkurrenz und Gleichheit als die ihm eigenen grundlegenden Strukturprinzipien gehören untrennbar zusammen; wer — wie die Proletkult-Verfechter — auf die beiden ersten auch nur teilweise verzichtet, erschüttert zwangsläufig das Gleichheitsprinzip. Die mit dem Sowjetsozialismus wegen des ihr zugeschriebenen „Ausbeutungscharakters“ an sich unvereinbare Konkurrenzmaxime wird ideologisch gerechtfertigt als der in der unausweichlichen Systemauseinandersetzung notwendige „historische Schritt zur Überwindung des aggressiven ›Wolfsgesetzes‹, das im Kapitalismus herrscht“ (Chr. von Krockow). Unmittelbar daran läßt sich die folgende Feststellung bzw. Überlegung anschließen.

5. Spätestens seit den durch die sowjetische Intervention in Afghanistan (Ende Dezember 1979) verursachten Erwägungen und (inzwischen auch) Entscheidungen in einer Reihe nichtkommunistischer Länder, die Teilnahme ihrer Athleten an den Olympischen Sommerspielen 1980 in Moskau abzusagen, weiß jeder, daß überall in der Welt Sport und Politik nicht zu trennen sind, daß Sport lediglich insoweit ein „unpolitischer“ Lebensbereich ist, als es um seine in der Tat politik- und systemneutrale Technizität, d.h. um die technischen Regeln für ihn und alle seine Disziplinen geht. In der Sowjetunion war und ist jedoch die Abhängigkeit des Sports von der Politik quantitativ wie qualitativ von anderer Art als in den entwickelten westlichen Industriegesellschaften, d.h. diese Abhängigkeit ist sehr viel höher und schlägt weitaus stärker und direkter zu Buche. Von ihren Anfängen bis zum heutigen Tag steht die Geschichte von Sport und Körperkultur in der Sowjetunion kontinuierlich unter dem Motto „Sport als Aufgabe und Mittel der politischen Macht“, zunächst zur Veränderung und inzwischen zur Bewahrung bzw. Stabilisierung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse.

Wie ist ein solcher Vorgang grundsätzlich zu erklären und zu beurteilen? Vor knapp einem Vierteljahrhundert (1956) hat der namhafte deutsche Philosoph und Kultursoziologe Helmuth Plessner einen Vortrag über *Die Funktion des Sports in der industriellen Gesell-*

schaft mit der Feststellung beendet: „Der Sport ist nicht besser und schlechter als die Gesellschaftsordnung, der er entstammt und für die er einen Ausgleich darstellt... Man wird ihn nicht ändern, ohne den Mut und die Kraft zu haben, auch sie zu ändern.“ Die erst danach, nämlich seit den sechziger Jahren entstandene, im eigentlichen Sinne sozialwissenschaftliche Sportliteratur — von der Geschichte über die Soziologie bis zur Psychologie — ergänzt und erweitert auf vielfältige Weise die schon aus Plessners Worten ableitbare Erkenntnis, daß „bei aller Wechselseitigkeit der Beziehungen“ zwischen Sport und Gesellschaft in historischer wie aktueller Perspektive „die Wandlungen der Gesellschaften die wichtigeren Bedingungsfaktoren beinhalten“ (D. Grieswelle). Hier, in den konstanten und/oder gewandelten Merkmalen ihrer politischen und gesellschaftlichen Ordnung, liegt mithin der Schlüssel zum Verstehen und zur Beurteilung von Sport und Körperkultur in Rußland und der Sowjetunion.

6. Nur unter dieser Prämisse, die angesichts unserer kursorischen Bemerkungen zu Gesellschaft und Politik gewiß nicht hinreichend erläutert worden ist, wird man mit teils generellem Bezug, vorrangig jedoch mit Blick speziell auf die Sowjetunion sich den letztlich entscheidenden, hier wenigstens aufgeworfenen Fragen zuwenden dürfen: Inwieweit kann Sport, ja kann er überhaupt gesellschaftliche Verhältnisse nachhaltig beeinflussen? Stabilisiert und konserviert er wirklich lediglich einen bestehenden politischen und gesellschaftlichen Zustand? Oder, und in welchen Grenzen, kann er gesellschaftlichen Wandel befördern? Das alles mag zunächst reichlich theoretisch und akademisch, vielleicht sogar utopisch erscheinen, ist es aber nicht, wenn man ganz allgemein an die in unserem Buch mehrfach skizzierte ambivalente Funktion des Sports in jeder modernen Industriegesellschaft, zum anderen speziell daran denkt, welchen Weg wohl die Sowjetunion in den achtziger Jahren einschlagen wird, wo die Möglichkeiten und wo die Grenzen ihrer wahrscheinlichen inneren Entwicklung in absehbarer Zukunft liegen. Alle möglichen diesbezüglichen Aussagen, selbst wenn sie sich auf die Funktion des Sports beschränken, werden gewiß unbefriedigend und sehr vorläufig sein, nicht mehr als eine Diskussionsgrundlage bieten können; entscheidend ist jedoch ihr Tenor, und er sollte gerade jetzt, im „Zeitalter der

ständig fortschreitenden Fundamentalpolitisierung" (Chr. von Krockow), unbedingt lauten: Obwohl, ja weil die Vorstellung vom Sport als reiner Privatangelegenheit eines jeden einzelnen von der Realität längst überholt ist, bedarf er aufgrund der ihm eigenen Prinzipien weiterhin einer Sphäre persönlicher Freiheit, der Freiheit von Zwängen und gesellschaftlichen Indienstnahmen, die ihm in der Sowjetunion fast vollständig vorenthalten, in den westlichen Industriestaaten jedenfalls noch nicht hinreichend gewährt werden bzw. von ihm nicht voll ausgefüllt werden. Auch zu dieser Einsicht wollte unsere kleine Studie beitragen und — nochmals in Übereinstimmung mit von Krockow — zum Nachdenken darüber, ob es nicht notwendiger denn je ist, durch politische, institutionell abgesicherte Vereinbarungen bestimmte Lebensbereiche, darunter den Sport, aus politischen Konflikten auszuklamern.

Zitierte Literatur

D. Geyer, Arbeiterbewegung und „Kulturrevolution“ in Rußland, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 10 (1962)

D. Grieswelle, Sportsoziologie. Stuttgart/Berlin u. a. 1978 (Urban-Taschenbücher, Bd. 267)

Ch. von Krockow, Sport und Industriegesellschaft. München 1972 (Serie Piper, Bd. 25)

ders., Sport, Gesellschaft, Politik. Eine Einführung. München 1980

H. W. Morton, Medaillen nach Plan. Der Sowjetsport. Köln 1963

H. Plessner, Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft, in: Wissenschaft und Weltbild 9 (1956)

J. Riordan, Soviet Sport. Background to the Olympics. Oxford 1980

ders., Sportmacht Sowjetunion. Bensheim 1980

ders., Sport in Soviet Society. Development of Sport and Physical Education in Russia and USSR. Cambridge 1977

N. N. Shneidman, The Soviet Road to Olympus. Theory and Practice of Soviet Physical Culture and Sport. Toronto 1978

Horst Ueberhorst: Olympische Spiele, Arbeiterolympiaden, Spartakiaden

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29—30/80, S. 3—20

Obwohl Griechen, Engländer und Deutsche zu den Wegbereitern der modernen Olympischen Spiele gehören, wird der Franzose Pierre de Coubertin mit Recht als der Begründer der Spiele geehrt. Mit dem von ihm organisierten Kongreß in der Sorbonne 1894 wurden die Olympischen Spiele vorbereitet, die 1896 erstmals in Athen stattfanden. Komplikationen ergaben sich aus der Verflechtung von Sport und Politik von Anfang an und durchziehen wie ein roter Faden die Geschichte der olympischen Bewegung, doch erst in den letzten Jahren ist der sich verschärfende, ideologisch akzentuierte Nationalismus zu einer ersten Gefahr für die Spiele geworden. Zu einem weiteren Problem wurde die bedingungslose Übernahme der englischen Amateurregeln, die sich mit dem demokratischen Gedanken einer Chancengleichheit nicht vereinbaren ließen und bei strenger Auslegung nur von einer sozialen Elite zu befolgen waren. Zudem konnte sich diese Konzeption nicht auf antike Vorbilder berufen, da es damals keine Unterscheidung von Amateur- und Berufssportlern im modernen Sinn gegeben hat.

Die Gefahren eines wachsenden Nationalismus in Verbindung mit ungehemmtem Rekordstreben hatten schon vor Jahrzehnten die Arbeitersportler erkannt, die deshalb nach dem Ersten Weltkrieg eigene Arbeiterolympiaden organisierten. Sie verstanden sich als Teil einer neuen sozialistischen Festkultur. Der Gedanke der internationalen Arbeiterverbrüderung sollte dominieren und deshalb der sportliche Mannschaftskampf vor der individuellen Rekordleistung stehen, Massensport und Leistungsstreben miteinander verbunden werden. Im Rahmen seiner pädagogischen Bemühungen, Leibeserziehung weltweit zur Charaktererziehung zu machen, sah Coubertin Gemeinsamkeiten mit den Zielen der Arbeitersportler, konnte aber keine Basis für eine Zusammenarbeit mit ihnen finden.

Seit der Spaltung der internationalen Arbeitersportbewegung 1921 in die sozialdemokratisch orientierte Sozialistische Arbeitersportinternationale und die von Moskau gelenkte Rote Sportinternationale wurden von den kommunistischen Sportorganisationen eigene „Spartakiaden“ organisiert. Seitdem die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg in die olympische Bewegung eintrat, gestaltet sie die nun alle vier Jahre stattfindenden Sommerspartakiaden so, daß diese in Zeitplan und Reihenfolge der Wettkämpfe genau dem olympischen Programm entsprechen und zur großen „Generalprobe“ für die Olympischen Spiele werden. Deren politische, massenpsychologische und leistungsmotivierende Bedeutung hat man inzwischen erkannt. Ähnlich verfährt die DDR, wo die Kinder- und Jugendspartakiaden nach olympischem Ritual abgewickelt werden. Die Angleichung der Spartakiaden an die Olympischen Spiele darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese ihrem Wesen nach grundverschieden sind.

Mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan und den darauf folgenden Boykottbestrebungen der Olympischen Spiele von Moskau hat sich die Krise des Olympismus weiter verschärft. Die Frage ist daher berechtigt, ob Moskau das Ende der Olympischen Spiele bedeutet oder ob die olympische Bewegung die Kraft zur Erneuerung findet.

Karl-Heinz Ruffmann: Sport und Körperkultur in der Sowjetunion

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29—30/80, S. 21—38

Der moderne Sport, großgeworden mit der Industriegesellschaft, ist längst nicht mehr die „wichtigste Nebensache der Welt“, sondern ein wesentlicher Bestandteil unseres sozialen Lebens. Das gilt für den Massensport und den Leistungssport, für den Sport als Schau und für die Sporterziehung — und das gilt für alle entwickelten Länder, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu den weltpolitischen Blöcken.

Seit vielen Jahren gehören in fast allen Disziplinen die sowjetischen Sportler zu den erfolgreichsten in internationalen Wettkämpfen. Wir wissen jedoch nur wenig von den Grundlagen und Hintergründen des Sportlebens in der UdSSR. Der Beitrag, der Teil einer in diesen Tagen in Buchform erscheinenden sozialgeschichtlich und politikwissenschaftlich orientierten Studie zum gleichen Thema ist, will darüber informieren. Er unterrichtet über die dem Sport in der Sowjetunion offiziell zugewiesenen und tatsächlich von ihm wahrgenommenen breitgefächerten Aufgaben- und Tätigkeitsfelder. Auf diese Weise werden Rolle und Stellenwert von Sport und Körperkultur in der heutigen Sowjetgesellschaft und im Leben ihrer Bürger erfaßt, Erfolge und Mißerfolge bzw. Stärken und Schwächen aufgezeigt sowie Maßstäbe und Kriterien für eine Beurteilung des Verhältnisses von Anspruch und Wirklichkeit entwickelt. Dabei tritt auch zutage, daß und warum es statthaft ist, die Begriffe „Sport“ und „Körperkultur“, die im sowjetischen Sprachgebrauch ohnehin eine schwer auflösbare Einheit bilden und als amtliche Sammelbezeichnung allgemein geläufig sind, in der Regel synonym zu verwenden. Schließlich will der Beitrag dem politisch wie sportlich Interessierten helfen, das seit langem heftig diskutierte Schauspiel dieses Sommers, die Olympischen Spiele in Moskau, besser zu verstehen und zu beurteilen.